

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

Nr. 51.

1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Idealisten.

Von Rudolf Lavant.

(Fortsetzung.)

„Ihr erlaßt es mir wohl, auf Einzelheiten einzugehen; es kann euch genügen, daß ich zufrieden war, als ich mir endlich den Schweiß von der Stirn wischen konnte, und daß von jedem Munde ein „Ah!“ ungekünstelter Bewunderung erklang, als die einzelnen Paare nach und nach den Hügel wieder erliegen; es war aber auch ganz reizend, halb feierlich, halb gemütlich, und mit Blumen, bunten Lampions, Epheuguirlanden u. s. w. war eine ganz ansehnliche Verschwendung getrieben worden. Das Tafeltuch war einfach auf dem Rasen ausgebreitet worden, aber vor jedem Couvert stand eine kleine Vase mit frischen, duftenden Blumen, Krystall und Silber blühten um die Wette, und als man sich auf Plaisirs und Regenmänteln möglichst bequem um das Tuch gelagert hatte, gewährten wir in dem magischen Hell-dunkel, — nur in der Mitte der „Tafel“ brannten auf silbernem, blumenumwundenen Armleuchter zwei Kerzen, sonst waren wir auf das matte Licht der Lampions angewiesen — ein äußerst malerisches Bild; das Spiel der Lichter und der Schatten, der Wechsel von hell beleuchteten und vollständig im Dunkel verschwimmenden Figuren und der nachtschwarze Hintergrund, durch den nur ab und zu ein einsames Glühwürmchen seine weiche, leuchtende Wellenlinie zog, alles kam zusammen, dieses Bild wiedergebenswerth zu machen. Die Nacht war seltsam warm und windstill; kein Blatt regte sich, und wenn auch da und dort ein kleiner Ausschnitt des Nachthimmels durch die dichtbelaubten Buchenkronen blickte, so hob kein flimmerndes Sternchen sich ab von dem schwarzblauen Grunde — um uns und über uns athem-loses Schweigen und tiefes, weiches Dunkel. In solchen Nachtstunden hat das Menschenauge einen eignen, nie geschauten Glanz, die Menschenstimme einen eignen, nie vernommenen Klang, und niemand konnte sich dem Zauber der Stunde entziehen, alle waren in einer gehobenen und doch wieder weichen, verschleierten Stimmung. Ich sah nach Leontine; — man hatte ihr einen Kranz von Eichen- und Epheublättern, mit blauen Glockenblumen durchflochten, aufgesetzt, und er stand ihr so seltsam-gut, daß ich mir im stillen gelobte, sie einmal so zu malen; — wer mir gesagt hätte, daß es für alle Zeit bei dem Vorsatz bleiben würde! — Das kleine Mahl ging so in einer gedämpften Heiterkeit hin, bis man sich einiger-maßen an die Situation gewöhnt hatte; nach und nach wurde das Flüstern wieder zum Geplauder, die Gläser läuteten zuweilen ganz deutlich durch die Stille, und als der Champagner in den Lilien-telchen seine Perlenketten aufwärts schickte, war man allmählich so

heiter geworden, daß ein normaler Deutscher anständigere Weise anfangen konnte, melancholische Lieder zu singen, als da sind: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“ und „In einem kühlen Grunde“. Mein Lombard blies ganz hübsch die Flöte; er kletterte heimlich auf eine der Buchen und gab uns aus der Höhe des Geästs und zwischen Laubwerk versteckt ein kleines Konzert, mit dem er wohl nie wieder eine auch nur annähernd so befriedigende Wirkung erzielt hat, als in dieser Nacht. Der Deutsch-Ungar hatte nun gar das Waldhorn mitgebracht; er blies uns aus der Ferne Mendelssohns unvergänglich schönen Abschied der Jäger vom Walde, und es bewegte mich eigenthümlich, daß Leontine ganz leise den Refrain vor sich hin sang, das allmählich verhallende „Lebewohl!“ Der Journalist, der einst ein gesuchter Gesangverein-Tenorist gewesen, sollte ein Lied singen; er schien zu glauben, daß wir nun einmal in der Abschiedsstimmung seien, sie also auch beibehalten müßten, und so klang es denn wehmüthig-ernst durch die lautlose Stille:

Morgen müssen wir verreisen
Und es muß geschieden sein,
Traurig ziehn wir unsre Straße,
Lebewohl, mein Schäpfelein!

Kommen wir zu jenem Berge,
Schauen wir hinab ins Thal,
Sehn uns um nach allen Seiten,
Sehn die Stadt zum letztenmal.

Uebers Jahr zur Zeit der Pfingsten
Pflanz' ich Maien dir vors Haus,
Bringe dir aus weiter Ferne
Einen schönen Blumenstrauß.

„Ich fragte Leontine, wie ihr die Weise gefalle; sie sah nicht auf und erwiderte nachdenklich: „Gedicht und Melodie sind recht lieb, nur sollte die dritte Strophe fortbleiben, — dann wäre wohl mehr Einheitlichkeit der Stimmung im ganzen.“ Ich verstand sie momentan nur sehr theilweise; die Worte sind mir aber später sehr klar geworden. — Die Damen ließen sich nach und nach auch vernehmen, aber jede brachte eine mehr oder minder melancholische Weise, und da mir daran gelegen war, keine wehmüthige Stimmung aufkommen zu lassen und die elegische Weichheit nicht zu begünstigen, in der sich Curt bereits befand, — er war schweigsam geworden und lauschte träumerisch und zerstreut

hinaus in die Nacht, — so wendete ich mich an Leontine mit der Bitte, uns auch etwas zu singen, aber beiseite nichts Trauriges; ich hätte fürs Leben gern selber etwas Lustiges oder wenigstens Lebensfrohes zum besten gegeben, aber meine Stimme hat ja, wie ihr wißt, zu allen Zeiten der heifersten Krähe im Krähen Konkurrenz gemacht, — daran war also nicht zu denken. Das schöne Mädchen zuckte die Achseln und erwiderte beinahe schwermüthig:

„Ich würde ganz gern etwas singen, aber ich weiß nur traurige Lieder und die können Sie ja nicht brauchen.“

In dem konventionellen: „Ach bitte, Fräulein, singen Sie — gleichgiltig was!“, das in allen Tonarten von den Damen vorgebracht wurde, lag in diesem Falle vermuthlich einmal Wahrheit; das volle, klangreiche, tönende Organ Leontinens konnte wohl das Vorurtheil erwecken, daß sie ungewöhnlich schön singen müßte, und ich war selber neugierig. Ich zog also meine Bedingung zurück und Leontine wandte sich an Curt, der neben ihr im langen Waldgras lag, den einen Arm aufgestemmt und den Kopf in die Hand gestützt. „Soll ich?“ fragte sie, und er hauchte zurück: „Gewiß, Lieb!“

„Es war ein polnisches Lied, das Leontine nun sang, ein klagendes, tieftrauriges Lied, aber diese Trauer hatte nichts Weichliches und Süßliches; es war die erhabene Traurigkeit einer starken Seele, und die Klage klang nicht wie die um eines kleinen Weh, sondern wie die um den Sturz eines Reichs, um den Untergang einer für die Freiheit sterbenden Heldenschaar.“

„Es fallen die Blätter vom Baume, die langsam entsprossen sind;
Hinter den Scheuern singen die kleinen Herbstvögel.“ . . .

mehr habe ich mir nicht gemerkt, aber was kommt auch auf die Worte an? Die Melodie, obgleich ich sie sofort wiedererkennen würde, hat mein musikalisches Ohr nicht behalten; doch hätte ich selber die Noten, es würde mir doch niemand das Lied so singen, wie ich es in jener Nacht von dem merkwürdigen Mädchen singen hörte. Leontine hatte drei Strophen gesungen, mitten in der vierten brach sie plötzlich ab und erklärte, aufhören zu müssen; das Lied gehe ihr zu nahe und sie habe sich doch zuviel zutraut. Ich konnte ihr, als sie das ziemlich mühsam sagte, zufällig grade ins Gesicht sehen — an ihren langen Wimpern hingen zwei schwere Thränen; ob Curt dieselbe Wahrnehmung gemacht hatte? Er beugte sich nieder und küßte ihr leise die Hand.

„Später sah ich, wie sie dem müde gewordenen kleinen Ludolf mit einem Ausdruck von fast mütterlicher Zärtlichkeit das schwarze Gelock aus der weißen Strick und einen Kuß auf seinen frischen, schön geschnittenen Mund hauchte, und ich hörte, wie er schlaftrunken fragte: „Nicht wahr, Tante, der Offizier auf dem schwarzen Pferde ist dein Mann?“ Ich konnte nicht sehen, ob die naive Frage ihr Gesicht höher färbte, ich hörte nur, wie sie leise und traurig antwortete: „O nein, mein lieber Junge — wo denkst du hin?“ und wie er mit schon zufallenden Augen lallte: „Ach — das ist — recht schade!“ und dann den hübschen, charakteristischen Kopf in ihren Schoß sinken ließ. Immer wieder glitt Leontinens kleine, schmale, weiße Hand schmeichelnd über das Köpfchen des kleinen Schlafers, und in ihrer ganzen Haltung, in der leichten Neigung des schönen Kopfes besonders lag soviel unbenutzte mütterliche Zärtlichkeit, daß ich denken mußte: „Du bist dazu geboren, in der Liebe zu einem Manne und zu deinen und seinen Kindern aufzugehen, und du willst dir dieses Glück eigenwillig versagen? Geh doch — das ist Unnatur!“

„Mitternacht war vorüber, als ich in rascher Folge drei Kafeten steigen ließ — das verabredete Zeichen für die Leute im Forsthaus, daß der Ausbruch erfolgen solle. Man kam denn auch bald mit Laternen, die Wagen tauchten dahinter auf und Jehan führte Trelawney vor. Leontine stand auf und sah sich lange aufmerksam um Kreise um; — wurde ihr der Abschied so schwer, wollte sie das Bild des Hügels im Buchenwald ihrer Erinnerung für alle Zeiten tief einprägen? Dann riß sie sich mit einer raschen Bewegung los und ging festen Schrittes auf Curt zu, der sie nach dem Wagen führte. Er hatte schon den Fuß in den Steigbügel gesetzt, als mir einfiel, daß ich gar keine Verwendung für den kleinen Ludolf gehabt hatte, und ich flüsterte ihm zu: „Wie schade, daß wir die Verlobung nicht proklamiren können, — oder sind Sie soweit und darf das der Schluß sein?“

„Keine Uebereilung!“ gab Curt gedämpft zurück. „Ich glaube beinahe, ich habe gewonnen, aber durch eine Unbesonnenheit könnten wir alles wieder verderben!“

„Damit schwang er sich in den Sattel und die kleine Kavalkade setzte sich langsam in Bewegung; es war noch immer sehr schwül, nur ab und zu fächelte uns ein lauer Wind die heißen Wangen; als wir den Waldsaum erreichten und die Leute des Försters sich verabschiedeten, flog ein mattes, rosiges Wetterleuchten über den nachtschwarzen Himmel, und häufiger und häufiger, länger und länger schlug dann die rothe Lohe über den dunkeln Grund; es fielen verstreute, schwere Regentropfen, der Donner murrte und grollte aus der Ferne, das Leuchten ward zu fernem Blitzen, und zuletzt wollte der Himmel sich garnicht mehr zuthun. Leontine war im Wagen aufgestanden, hatte ein Knie auf das Polster gelegt und mit der linken Hand das zurückgeschlagene Verdeck erfaßt, und so sah sie entblößten Hauptes mit leuchtenden Augen unverwandt hinaus in die Nacht, nur ab und zu ein Wort mit Curt wechselnd, der neben dem Schlag hertrabte und dessen Auge bewundernd und mit einer Art von wilber Zärtlichkeit an ihrer Gestalt hing. Es war eine düster-schöne Fahrt; die Kutscher ließen die Pferde laufen, was sie laufen konnten, man unterhielt sich nur einsilbig und flüsternd und viertelstundenlang war nichts zu hören, als Hufschlag, Schnauben und Schweifflattern der Pferde und der schmeichelnde, antreibende Zuruf der Kutscher. Als dann der helle Dunstkreis, der über der Stadt lagerte, intensiver ward, als lange Lichterreihen deutlich hervortraten und wir die Gewißheit hatten, trocken unser Ziel zu erreichen, gab Leontine ihren Posten auf, drückte sich wieder in die Kissen und zog den dichten, schwarzen Schleier vors Gesicht; als der Lombard am Ziel war und mit seiner Berlobten abstieg, hörte ich diese sagen, es sei doch recht gut, daß man nicht noch naß geworden sei, worauf Leontine erwiderte: „Daran hab' ich garnicht gedacht; ich hätte so die ganze Nacht durchfahren mögen: bei Sturm und Wetter regt sich das Kind des Waldes in mir.“

„Wir setzten den Badenser und den Ungarn vor ihren Hausthüren ab; Leontine beugte sich noch einmal über ihren schlummernden kleinen Ritter und berührte sein schwarzes Vodenhaar mit den Lippen und dann schwang sich Curt vom Pferde, Leontine stieg aus und die Wagen rollten davon, während Jehan Trelawney wegführte. Nur ich saß noch in meinem Wagen, zwischen den Körben voll Geschirr und Tischzeug, zwischen meinen bunten Lampions und all' dem Krimskrams, der so nothwendig gewesen und jetzt so überflüssig und lästig war. Curt fragte gleichmüthig: „Wie wär's, wenn Sie übermorgen nach dem Bahnhof kämen? Wir werden bestimmt mit dem Mittagzuge von Theresienstadt wieder eintreffen.“ Er wollte also keinen Abschied unter vier Augen, kein ernstes, gerührtes Lebewohl, und so schwer mir das Herz war, ich mußte mich fügen. Er drückte mir die Hand mit festem, langen Druck, sagte gelassen: „Gute Nacht denn, lieber Reiniß!“ und war gleich darauf mit Leontine in der Dunkelheit verschwunden.

„Ich kann euch wohl sagen, ich war recht froh, als ich all' meinen Kram los war und mich nachhause fahren lassen konnte. Aber schlafen konnte ich nicht, obgleich ich so müde war, daß mir Kniee und Hände zitterten. Es kam mir unerträglich schwül vor; ich riß die beiden Fensterflügel auf und ließ die Nachtluft hereinströmen. Drüben war alles still und dunkel, aber eben kamen die beiden langsam die Straße herauf, und als sie an der Thür zum Treppenaufgang ihres Flügels stehen blieben, trat ich unwillkürlich vom Fenster zurück; es kam mir indiskret vor, Zeuge eines Abschieds zu werden, der vielleicht ein Abschied auf ewig war. Ich wartete ein paar Minuten; als ich wieder ans Fenster trat, waren die beiden verschwunden und der einzige Laut, den ich vernahm, war das annuthig-eintönige Plätschern eines Springbrunnens im Garten eines Nachbarhauses. Der Himmel glühte noch immer ab und zu in rosigem Schein auf, aber kein Regentropfen fiel, und als ich mich schwerathmend und mit geöffnetem Halsstragen auf meinen Divan warf, war mein letzter Gedanke vor dem Einschlafen: „Das ist so recht eine Nacht für stumme, heiße, leidenschaftliche Liebe, eine Nacht für lodernde Küsse und warme Thränen!“

„Ich war wirklich erschöpft gewesen und ich habe lange geschlafen; es war wohl neun Uhr, als ich energisch an meine Thür klopfen hörte, und als ich aufspringend: „Herein!“ rief, stand ich dem treuen Jehan gegenüber, der mir in militärischer Straffheit ein Billet seines Herrn überreichte, welches nur wenig mit Bleistift flüchtig hingeworfene Worte enthielt, Worte freilich, die es wohl rechtfertigten, daß ich den Kopf momentan zwischen beide Hände nahm. Curt schrieb:

„Thun Sie mir die Liebe und gehen Sie für mich auf den

Rosenhandel, d. h. sorgen Sie dafür, daß L. bis heute Abend im Besitz eines Korbs voll der schönsten Rosen ist, die sich in Prag aufreiben lassen; ich möchte heute ihr ganzes kleines reizendes Heim mit süßem Rosenduft erfüllen. Sie haben nun doch Recht gehabt mit Ihrer Verlobungsidee — jetzt brauche ich nicht mehr zu bitten, jetzt muß sie wohl wollen und sie wird es mit tausend Freuden thun. Borkiewicz hat zunächst den Profit davon; ich bin zu weich und zu glücklich, um einem Menschen nach dem Leben zu trachten; ich werde nicht nach seiner Stirn, ich werde nur nach seiner Schulter zielen. Sehen wir uns nicht wieder, dann denken Sie wenigstens, daß ich im Rausch des Glücks und der Liebe die Augen geschlossen habe und besseres können wir uns alle nicht wünschen. Stehen Sie aber dann auch mit Rath und That nach Ihrem Vermögen bei dem Weibe, der Wittve Ihres C. v. B.

„In meines Herzens unvernünftiger Freude schob ich Jehan förmlich zur Thür hinaus und drückte ihm, der an so kavaliermäßige Akte der Freigebigkeit von mir wahrhaftig nicht gewöhnt worden war, einen blanken Silbergulden in die Hand, kleidete mich mit einer fabelhaften Geschwindigkeit an und stürmte fort, halbblau monologirend: Teufelsjunge! wer hätte das gedacht! Was halbs aber? Nun wirds gleich gehen, nun werden die Bedenken auf einmal wie Spinnweben zerfahren. Es ist ein ewiges Glück, daß die Natur alles, was Menschenwitz und Menschencharfsmm in Unordnung gebracht und auf den Kopf gestellt haben, im Handumdrehen zurechtrückt und gebieterisch sagt: So hat es zu sein — Punktum!“

„Der Tag ging mir wie im Traum hin; in der Abenddämmerung sandte ich das Körbchen voll Rosen mit meiner Karte, auf deren Rückseite ich geschrieben hatte, Im Auftrage Curtis, durch Jehan in Leontines Wohnung und er rapportirte mir dann im Café, daß er das Fräulein angetroffen und daß sie eine unmensliche Freude über die Rosen gehabt habe, — so schöne habe er aber auch in seinem ganzen Leben noch nicht gesehen.

„Am nächsten Mittag war ich lange vor dem fahrplanmäßigen Eintreffen des Zugs auf dem Bahnhof; mein Blick flog mit Gedankenschnelle den Zug entlang, bis er an dem leuchtenden kirchrothen Kragen über dem blauen Waffenrock haften blieb; Curt hatte mich aber noch einen Moment früher herausgefunden als ich ihn und grüßte nun freundlich mit der Hand. Ich war, als der Zug hielt, früher am Coupé, als der Schaffner und Curt reichte mir die Hand heraus und schüttelte die meine kräftig; er strahlte im ganzen Gesicht und flüsterete mir leise zu: Alles besorgt? Ich nickte bejahend, die Coupéthür wurde aufgerissen, Curt ließ seinem Sekundanten den Vortritt und sprang dann elastisch aus dem Wagen.

„Gesund und wohlbehalten, wie Sie sehen!“ sagte er rasch und leise, bis auf einen lumpigen Streifschuß in der linken Seite, genau genommen nur eine Schramme. Borkiewicz ist schlechter weggekommen — Schuß in die linke Schulter, wie ich ihm zugehört hatte; näheres nachher!“

„Am Ausgang des Bahnhofes trat Curt mit seinem Sekundanten etwas beiseite; man schüttelte sich herzlich die Hände und dann nahm jener einen Wagen und fuhr weg, während Curt zu mir zurückkam, seinen Arm in den meinen legte und neugierig fragte: Nun, waren es denn auch die schönsten Rosen, die Sie finden konnten? Ich versicherte ihm denn, daß die Frau Gemahlin des Herrn Statthalters und Landeskommandirenden von Böhmen am Abend vorher gewiß keine schöneren Rosen in ihrem Boudoir gehabt hätte, als die reizende Stickerin im Hufeisenpalais, und daß Leontine die duftige, farbenglühende Sendung auch mit eigenen Händen und mit dem strahlendsten — Brautlächeln in Empfang genommen habe. Curt verstand mich und erröthete bis in die Schläfen, lachte aber dann und meinte: Es ist wie ein Gewitter über uns gekommen, wie Sturm und Flut — und es ist ja gut, daß es so gekommen ist; nun kann sie nicht mehr zurück. An diese Möglichkeit hatten wir beide nicht gedacht; ich hatte wohl oft angedeutet, daß ich gern einmal einen Blick in ihr kleines Mädchenheim werfen möchte, aber ich sah selber ein, daß das vor der Hand für mich verbotener Grund war und nun können Sie sich wohl denken, wie es mich überraschte und rührte und erfreute, als sie gestern Nacht beim Abschiednehmen plötzlich den Kopf an meine Schulter legte und leise sagte: Du hast schon lange wissen wollen, wie ich wohne, Curt — willst du mit herauf zu mir kommen? Aber nun — nicht weiter darüber reden, auch nicht einmal andeutungsweise!“ bat er, aufs

neue erröthend, und setzte dann, ablenkend, rasch hinzu: Dieser Borkiewicz hat übrigens seine Verwundung siebenfach verdient. Noch auf dem Duellplatz versuchten die Sekundanten mit meiner Zustimmung eine Ausöhnung auf der Basis gegenseitiger Widerrufs und rückhaltloser gegenseitiger Abbitte; er aber lehnte alles trotzig und finster ab und erklärte höhnisch, daß er keine Silbe von dem zurücknehmen könne, was er gesagt. Wir fuhren gerade an meiner Wohnung vorüber — Curt warf halbvertohlen eine Kuffhand hinauf nach Leontines Fenstern und ich hütete mich wohl, etwas davon zu bemerken; ich glaube, es hätte ihn ernstlich genirt.

„Als wir dann in seiner Wohnung anlangten, war seine erste Frage, ob Briefe gekommen seien; Jehan überreichte ihm etwa ein halbes Duzend, er musterte flüchtig die Adressen, murmelte gutgelaunt: Ah, der Dunkel! und dann: O, das ist aber lieb! und warf die Briefe bis auf einen, den er hastig öffnete, zur Seite. Ich hatte es mir in einer Sophaede bequem gemacht, Curt trat an's Fenster, um seinen Brief zu lesen und ich sah aus Diskretion geflissentlich von ihm weg. Plötzlich kam es wie ein unwillkürlicher Ausschrei von seinen Lippen; ich sah ihn betroffen an — er war weiß wie eine Kalkwand geworden, der Brief zitterte in seiner Hand und einen Augenblick sah es aus, als fasse ihn ein Schwindel; er taumelte und fuhr mit der Hand nach der Stirn, dann stampfte er mit dem Fuße, knälte den Brief hastig in der Hand zusammen und warf ihn mit einer unbeschreiblich verächtlichen Geberde zu Boden. Ja, was ist Ihnen denn?“ fragte ich, erschrocken aufspringend, denn er sah geradezu unheimlich aus in seiner tödtlichen Blässe und seiner steinernen, unnatürlichen, gewaltsam erzwungenen Ruhe.

„Was mir ist?“ sagte er und die Worte fielen tonlos und bleiern von seinen Lippen, nichts weiter, als daß die Komödie aus ist und Borkiewicz doch recht gehabt hat, daß mein Stern ein Irrlicht war und daß ich aus einer Pfütze getrunken und sie für eine reine Quelle gehalten habe.“

„Ich hob den Brief bestürzt auf und suchte ihn wieder zu glätten, während Curt mit schweren, schleppenden Schritten im Zimmer auf und ab ging, die Arme über der Brust verschränkt und den Blick am Boden hinirren lassend. Darf ich?“ fragte ich dann. Meinethwegen! Klang es gleichgültig zurück und ich las in fast durch Thränen verwischter, regelloser Schrift:

Nicht meiner Augen, Abgott meiner Seele! Was ich schon lange als Nothwendigkeit erkannt und was das arme, schwache Herz immer wieder hinausgeschoben — nun muß es sein — es ist die höchste Zeit geworden! Wenn dein Blick auf diese Zeilen fällt, habe ich Prag verlassen und du siehst mich nie wieder. Ich bin dein Glück gewesen, ich weiß es, und das wird mein Stolz und mein Trost sein in den Tagen der Einsamkeit, aber ich will, ich kann, ich darf nicht dein Verhängniß werden. Vergib mir, wenn ich dir jetzt Schmerz bereite — das geht vorüber und du wirst noch einsehen, daß ich weise und gut gehandelt habe. Und suche mich nicht — du würdest mich nicht finden, ergib dich in dein Geschick und glaube mir, es ist so am besten. Denke so mild und sanft und gut von mir, als du kannst — grolle mir nicht, mein theurer, über alles geliebter Freund. Die Worte verschwimmen vor meinen Augen — mit verzweifelnder Seele küßt dich zum letzten male leidenschaftlich, innig, wild und heiß

deine arme

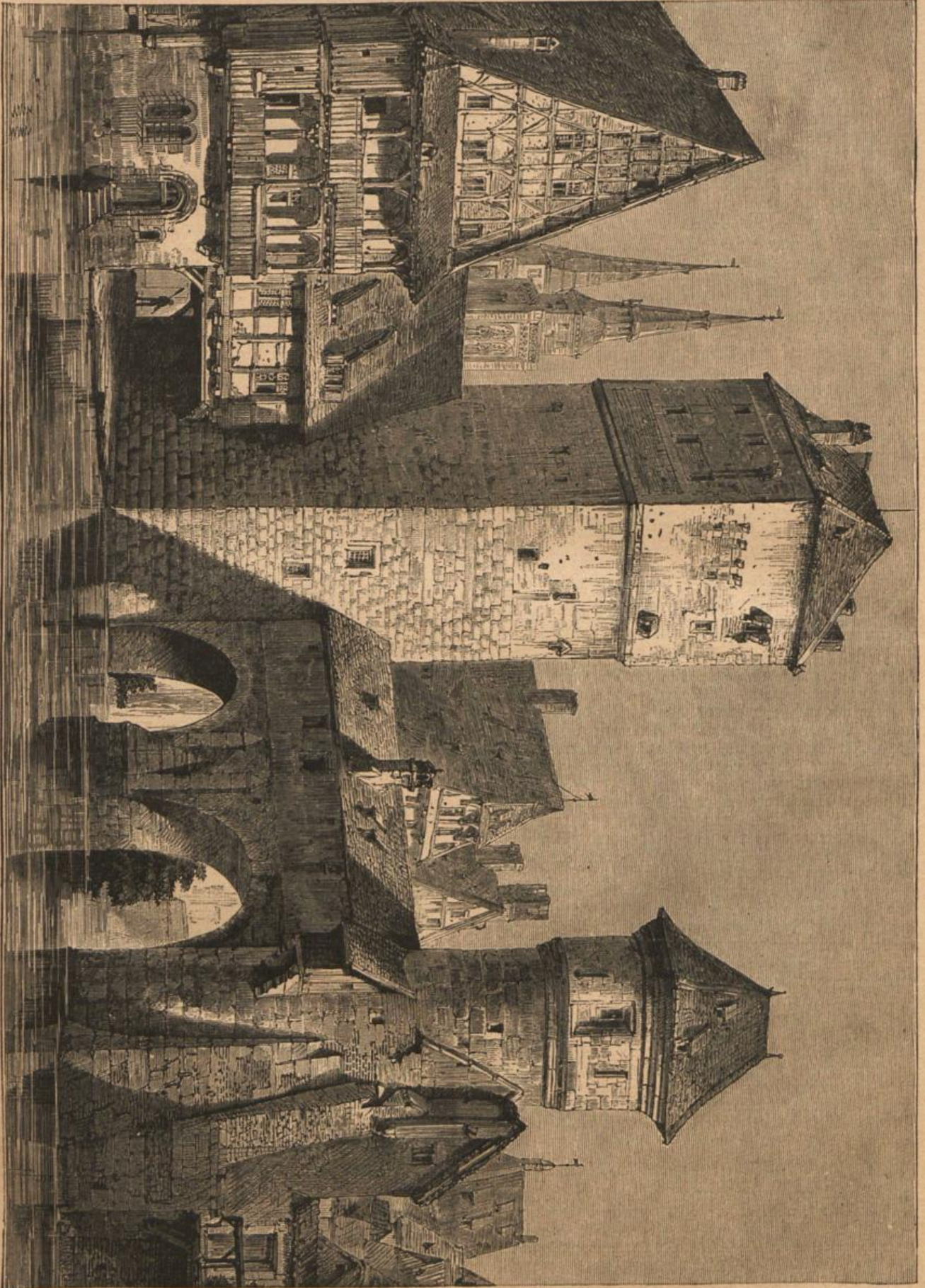
Leontine.

„Und was entnehmen Sie aus diesen Zeilen?“ fragte ich unsicher. Sie lassen vieles, fast alles dunkel.“

„Mein Gott, das entnehme ich daraus,“ fuhr Curt auf in unsäglicher Bitterkeit, daß sie mich geliebt hat, aber nicht durch einen Betrug mein Weib werden wollte und mir die Wahrheit nicht sagen konnte, weil ich dann mit ihr gebrochen hätte. Nun hat sie, vielleicht durch Borkiewicz selber, von dem Streit mit diesem erfahren, die Enthüllungen sind unvermeidlich geworden und nur die Flucht kann sie vor der Entlarvung schützen — was kann denn einfacher sein? Und nun kein Wort mehr über sie, wie sie will, so sei es — sie ist todt für mich!“ setzte er düster hinzu.

Wir blieben noch eine Viertelstunde beisammen, in der Curt in düstrem Brüten vor sich hinstarrte und die Zähne in die Unterlippe grub, bis helle Blutstropfen auf derselben standen. Dann legte er die Hand auf meine Achsel und sagte halb bittend: Geh nun!“

„Ich hatte dieses ‚du‘ erst einmal von ihm gehört; an dem Tage, an dem er Leontine zum ersten male gesehen, hatte er sich's in der Selbstvergessenheit des Affekts entchlüpfen lassen, es aber bald wieder mit dem ‚Sie‘ vertauscht. Ich ging denn



Am Fensterweg zu Nürnberg. (Seite 619.)

— wie betäubt und in dumpfer Entmuthigung —, zu Hause hörte ich, daß mein schönes vis-à-vis Prag für immer verlassen habe, ohne zu sagen, wohin sie gehe; eine halbe Stunde, nachdem sie Curtis Rosen empfangen, war sie nach dem Bahnhof gefahren.



— ♦ Johann Joachim Winkelmann ♦ —

„Es war eine gar liebliche Nacht, die diesem Tage folgte. Ich konnte nicht recht an die Schuld des Mädchens glauben, obgleich der vieldeutige Unglücksbrief mehr gegen als für sie sprach, aber als ich am andern Morgen zu Curt kam, sagte mir sein fahles, finsternes Gesicht mit den festgeschlossenen Lippen und den blauen Ringen unter den müden, erloschenen Augen, daß es ganz vergebens sein würde, einer andern Auslegung der traurigen Zeilen das Wort zu reden. Er schnitt meine schüchternen Versuche, ihn zum Reden zu bringen und ihn so dem Banne seiner unheimlichen Starrheit zu entreißen, mit einem lakonischen: „Kein Wort mehr von ihr!“ ab und sagte endlich bitter: „Machen Sie sich keine Sorge um mich, — ich verwind's schon, wenn auch vielleicht nicht hier!“ Ich war daher zwar recht betrübt, aber garnicht erstaunt, als ich am nächsten Morgen einen Brief erhielt, in dem er mir wieder das brüderliche Du gab und mir anzeigte, daß er Prag verlassen habe, ohne zu wissen, wohin er gehe — nur fort, und ohne daß er sagen könne, wann und ob er wiederkehre. Es gehe ein tiefer Riß durch sein ganzes Wesen, und da er nun einmal zu den Menschen gehöre, die nichts halb, die alles ganz thun, so schüttelte er nicht bloß den Staub der Moldaustadt von seinen Füßen, sondern habe auch als Offizier quittirt; er wolle durch nichts an diese Episode in seinem Leben fortbauend erinnern sein, und auch dem Onkel möge er so — mit gebrochnem Stolz — nicht gegenüberreten. Er schäme sich vor seinen Kameraden, mehr und bitterer noch vor sich selbst; wollte er bleiben, so müsse er erstickn, und wenn überhaupt, so werde er über einer neuen Szenerie, über Arbeit und Abenteuern und Gefahren am ehesten vergessen, daß die Tragödie, in der er mit Leib und Seele agirt, von seiner Mitspielerin zur Posse herabgezogen worden sei.“ Das war alles, — es klang, als sei ihm jedes Wort blutwauer geworden. Er war also fort, — keine Seele wußte, wohin, und ich habe weder ihn, noch das schöne Mädchen wiedergesehen, bis auf den heutigen Tag. Etwa vier Wochen später kam ein rekommandirter Brief an mich, mit dem Poststempel Straßburg, der einen verschlossenen Brief an Curt enthielt; auf einem Zettelchen wurde ich von Leontine gebeten, diesen Brief Curt zuzustellen, aus dem Stempel aber ja keinen Schluß auf ihren Aufenthaltsort zu ziehen, denn ein solcher Schluß würde sich als trügerisch erweisen. Der Brief liegt heute noch uneröffnet in meinem Schreibtisch, denn Curt hat nie wieder etwas von sich hören lassen, und auch Leontine war und ist spurlos verschollen.

„Das ist meine Geschichte — die Nutzenwendung macht euch selber.“ Damit nahm der Maler, um dessen Lippen es wunderbar zuckte, seinen Schlapphut, drückte ihn tief in die Augen und ging; man ehrte seine Bewegung und niemand versuchte, ihn zurückzuhalten.

* * *

Nicht viele Wochen später, an einem milden Aprilabend, sah Reiniß beim Nachhausekommen von einem Spaziergang im Stadtpark Licht in seiner Wohnung, und die öffnende Magd berichtete, ein vornehmer Herr, den sie noch nie gesehen, erwarte schon seit zwei Stunden seine Rückkehr. Es war dem Maler räthselhaft, wer das wohl sein könne, als er aber in sein Zimmer trat, als eine mittelgroße, ebenmäßige Gestalt sich vom Divan erhob und eine sonore und doch weiche Stimme halb launig, halb herzlich sagte: „Da wären wir also wieder, — kennst du mich noch?“, da stuzte er nur einen Moment, dann jubelte er auf: „So wahr ich lebe, Curt, mein Herzensjunge, — bist du wieder da?“ und umarmte ihn mit ungestümm, fast väterlicher Bärtlichkeit. Dann schob er seinen jungen Freund an beiden Schultern von sich, hielt ihn fest, um sein Gesicht zu studiren,

und sagte mehr zu sich als zu ihm: „Wie verwittert und männlich und kühn er aussieht und wie ihm die Narbe steht! Und wo hat der tolle Mensch diese langen sechs Jahre gesteckt, was hat er draußen in der Welt getrieben und wie ist's ihm gegangen?“

Er sollte alles erfahren, aber das ward eine lange Geschichte, und bis in den jungen Tag hinein saßen die beiden rauchend vor den Gläsern, in denen der Ungar perlte, und Curt erzählte, wie er drüben in Amerika an den großen Seen den Civiilingenieur gespielt und auf die Kunde vom Ausbruch des russisch-türkischen Kriegs sein Bündel geschmürt habe, um in Kars und Batum Schanzen zu bauen und — sich die Narbe zu holen. Er hatte mit dem ganzen Eigensinn des Schmerzes und der Beschämung jedes Band zwischen sich und der Heimat zerschnitten, keine deutsche Zeitung angerührt und weder seiner Familie noch seinen Freunden Nachricht gegeben; er hatte um jeden Preis vergessen wollen und doch nicht vergessen können, denn wenn es auch den Tag über gelang, — des Nachts, wenn der Wind gegen die Zeltwände stieß oder er am verglimmenden Wachtfeuer lag und emporjah zu den flimmernden Sternen, hatten ihm die Gedanken keine Ruhe gelassen, die Zweifel hatten sich immer hartnäckiger an ihn geheset und das Ende vom Viede, das Resultat aller inneren Kämpfe war schließlich doch gewesen, daß er sich wieder nach der Heimat aufgemacht hatte.

„Ich hätte es früher, viel früher thun sollen!“ sagte Curt nachdenklich, „denn weißt du, Reiniß, daß ich damals recht knabenhaft-trozig gehandelt habe und — daß Leontine doch unschuldig war?“

Der Maler horchte hoch auf und fragte hastig: „Und du hast sie wiedergefunden?“

„O nein, und ich weiß, ich werde sie auch nicht wiederfinden; aber sieh, daß ich sie nie mein nennen werde, quält mich nicht mehr so, seit ich ihr Bild reinwaschen konnte von dem häßlichen Flecken, der ihm anhaftete. Nun hab' ich sie wieder lieb, nun brauche ich mir selbst nicht mehr verächtlich vorzukommen, wenn sie immer wieder vor dem Auge der Phantasie auftaucht, und weil ich das längst wußte, wäre ich damals nicht in Scham und Troß auf und davon gegangen, darum nenne ich die Jahre in der Fremde verloren.“

Der Maler sah ihn erwartungsvoll an und Curt fuhr fort:

„Wahrscheinlich weißt du garnicht, daß Borkiewicz gestorben ist, nur acht Wochen nach dem Duell? Du hast ja, wie ich in Prag hörte, der Moldaustadt bald den Rücken gekehrt. Zu der Wunde, die bei des liederlichen Kumpans verdorbenen Säften sehr langsam heilte, kam eine starke Kopfroße, und an der ist er in Dresden, wohin er sich nach dem Duell hatte bringen lassen, gestorben. Angesichts des Todes hat er eine Erklärung diktiert und unterschrieben, welche er seinem Sekundanten Rajacic übergab und durch welche er bekannte, seine Behauptung theils aus Rachsucht gegen Leontine, theils aus Neid gegen mich aufgestellt und sie meinem schroffen Auftreten gegenüber aus Troß und — Ehrgefühl aufrecht erhalten zu haben. Diese versiegelte Erklärung konnte man mir erst jetzt zustellen, — und nun läßt allerdings Leontinens schmerzlich-verworrener Brief die Deutung, die mir damals ein unseliges Zusammentreffen von Umständen fast aufzwang, garnicht mehr zu —“

„Und wir müssen ihr wohl selber das Wort geben!“ unterbrach der Maler auffpringend, und Curt fragte erbleichend:

„Hast du einen Brief von ihr — an mich — und seit wann?“

„Noch ein paar Wochen länger, als der Herr Rajacic das Schuldbekennniß des Ulanen — ach, Curt, warum bist du uns damals auf und davon gegangen, warum hast du nicht wenigstens einmal geschrieben?“

(Schluß folgt.)

Irrfahrten.

Von Ludwig Rosenberg.

(Fortsetzung.)

Freimann saß zwischen Retorten und Gläsern mit Chemikalien, beschäftigt irgend eine wichtige Analyse zu machen, als Morgenroth beim ihm eintrat. Die beiden Freunde begrüßten sich herzlich. Wie vorher bei Liebers, so drehte sich das Gespräch auch hier um Nebensächliches. Freimann setzte dem Freunde seine wohnlichen und finanziellen Verhältnisse auseinander, freute sich, daß Morgenroth so wettergebräunt wieder zurückgekehrt sei, und

als endlich der einfache Faden der Unterhaltung abgelaufen war, trat eine Pause ein, die Freimann damit ausfüllte, daß er mit seinen Retorten hantirte. — Morgenroth las unterdessen in einem Buche und hatte sich zum Zeitvertreib — er wußte, Freimann konnte öfters sehr langweilig sein — eine Cigarre angezündet. — „Ich war vor ein paar Stunden auch bei Liebers,“ sagte er endlich, scheinbar harmlos und in die Lektüre des Buches ver-

tief, in Wahrheit aber innerlich erregt und keineswegs mit den Gedanken beim Inhalte des Buches. „Ich war bei Liebers,“ wiederholte er, „und da ich die unangenehme Entdeckung machte, daß du während meiner Abwesenheit nichts weniger als energisch und erfolgreich gewesen, so habe ich die Angelegenheit ins reine gebracht.“ — Freimann war bei diesen Worten, wie von einem Alp befreit, aufgesprungen, und indem er sich vor den Freund stellte, rief er, demselben auf die Schulter klopfend: „Du hättest es wirklich, wirklich in Ordnung gebracht?“ — Morgenroth nickte und Freimann machte eine lebhaftige, freudige Geberde, lief in der Stube auf und ab und ward nicht müde, wohl ein Duzend mal ihn seiner Freundschaft zu versichern und ihm zu danken. „Ja, du bist der Mann dazu,“ rief er, „das wußte ich und darum wartete ich auch täglich sehnsüchtig auf deine Rückkunft. Ich selbst bin ein verdammte feiger Mensch, ein Thor, ein Tölpel! Sieh,“ sagte er, „wohl hundertmal war ich dort und wohl hundertmal lag mir das Wort auf der Zunge, das mich von der Last des Zweifels und der Ungewißheit hätte befreien können, aber jedesmal ging es mir just wie einem kleinen Kinde, das sich nicht getraut, seine Gefühle auszusprechen. Aber nun, nun ist die Last herunter von Zunge und Schultern und ich werde nun alles, was mir solange auf dem Herzen liegt, von mir geben können.“ — In solcher Weise fuhr Freimann fort, zu plaudern und erst, als Morgenroth sich zu entfernen Anstalt machte, beendigte er seinen Monolog, der Morgenroth ein großes Stück Selbstüberwindung zumuthete. Er schreibt darüber in seinem Tagebuche nur einige Worte, die diese Ansicht rechtfertigen: „Wenn das Herz einmal blutet, so empfindet es eine Art Wollust, nicht mit bluten aufzuhören. — Ein einmal übernommenes Leiden muß bis auf den Rest durchgekostet werden. — Ich war bei Freimann und habe anhören müssen, wie er in einem endlosen Monolog die himmlischen Tugenden Elisabeths und seine eigene Liebe schildert. Ach, du mein armes, armes Herz!“ —

Die beiden Freunde hatten sich verabredet, zwei Tage nach ihrem Wiedersehen bei Liebers zusammenzutreffen. Morgenroth traf Elisabeth bleich und abgehärtet an. „Was muß ich sehen, Elisabeth,“ rief er, auf ihre blassen Wangen deutend, „weiße Rosen? Die werden freilich nimmer wieder roth, aber, was gilt's, ein paar sonnige Lentage voll neuer Liebeslust, und der Strauch treibt neue Knospen zur Freude des Gärtners!“ — Elisabeth antwortete nicht, und erst als Morgenroth sagte: „Nun, warum sprichst du nicht, mein Kind?“ da versetzte sie langsam: „Ich verstehe dich wohl und kenne dich gut. Du hast mir allen Selbstwillen genommen und ich folge deinem Winke wie ein geduldiges Lamm, weil ich muß, ich weiß nicht, warum.“ — Darauf kam Freimann. Morgenroths ernste Stimmung ging in eine scherzende über. Er stellte lachend seinen Freund der Familie als Bräutigam vor und spöttelte darüber, daß die beiden jungen Leute so schüchtern seien. Als Elisabeth ihren Blick hob, begegnete sie dem Freimanns, welcher auf sie zutrat und ihr seine Hand darreichte. Unentschlossen, was sie thun sollte, stand sie da, aber schnell besann sie sich, und während sie ihre zarte, weiße Hand in die Freimanns legte, spielte ein eigenthümlich wehmüthiger Zug um ihre Mundwinkel. —

Von diesem Tage an besuchte Morgenroth die Familie Lieber sehr selten. Er schützte als Entschuldigung eine Ueberhäufung von Arbeiten vor, was mit der Wahrheit indessen nicht übereinstimmte, denn er arbeitete im Gegentheil weniger als je, und was seine Feder hervorbrachte, waren nur ein paar wehmüthig durchhauchte Verse. Er konnte stundenlang auf dem Sopha sitzen und vor sich hinstarren, oder planlos in der Umgebung umhergeschweifen. Dann kam er spät abends wieder und erwiderte auf die Nachricht, Freund Freimann habe seiner dringend begehrt, nur, daß es wohl nicht so wichtig sei, und daß er wohl noch zu früh komme oder dergleichen. Mit seinem Zöglinge war er nachsichtiger als früher, — er behandelte ihn mit mütterlicher Zärtlichkeit und väterlicher Strenge, und es kam nicht selten vor, daß er ihn zur Belohnung für seine Aufmerksamkeit mit einem Kusse beschenkte, oder ihn liebevoll an sich zog, ihn mit warmen Worten zum Fleiß ermahnte, für die edelsten Güter der Menschheit begeisterte. — „Zu wahren Menschen müssen wir die Jugend heranziehen,“ schreibt Morgenroth an einer Stelle seines Tagebuches, „nicht zu mechanischen Hampelmännern, bis zum Halbe mit tausend Kleinigkeiten vollgestopft und dadurch mit dem Dünkel versehen, als ob durch den aufgehäuften Krimskrans die Welt gerettet werden könnte von allen Uebeln. Und um diese Erziehung bewerkstelligen zu können, muß man dem jungen Kopfe Zeit lassen,

sich zu sammeln, das Geschehene, das Gehörte, das Empfundene zu verdauen, zu Fleisch und Blut zu assimiliren; muß man den Körper nicht auf Kosten des Geistes oder umgekehrt entwickeln wollen, will man nicht durch solche Erziehungsmethode den vollständigen Mangel an intellektuellem Verständniß dokumentiren. Aber dazu gehören geniale, oder wenn auch das nicht, so doch vernünftige Lehrmeister, und an solchen sind wir leider nur zu arm.“ —

Es war um diese Zeit, als ich mich an Morgenroth enger angeschlossen und seine Freundschaft zu erwerben wußte. Er sprach gern mit mir, da er in mir einen seiner Denks- und Gefinnungsart ähnlichen Charakter entdeckt hatte, und ich wanderte noch oft abends spät vor das Thor hinaus, um bei ihm zu einer nützlichen und anregenden Unterhaltung Einlaß zu erbitten. Von aller übrigen Gesellschaft hatte sich Morgenroth nach Möglichkeit abgeschlossen. „Ich liebe alle Menschen,“ sagte er eines Tages zu mir, als wir über das Salonleben sprachen, „aber ich bin Feind allen Geschwäzes ohne fruchtbaren Zweck, ohne idealen Zielpunkt. Aus den gesellschaftlichen Circeln und öffentlichen Vereinen bin ich längst ausgetreten,“ fügte er hinzu. „Dort dreht sich alles um einige wenige Personen und deren Egoismus. Ich habe weder das Zeug zum Schuttpußer noch zum Führer. Ehrgeiz kenne ich nicht und ich wäre ein erbärmlicher Waschlappen, wenn ich mich an Schmeicheleien von Dummköpfen satt füttern wollte. Es mag jeder sehen, wie er sich befriedigt, und wer sich bei einem matten Thee und einer seichten Unterhaltung behaglich fühlt, der mag sich meinetwegen etwas auf nichts einbilden.“ — Als ich ihm entgegenhielt, daß man aber doch mit den Menschen leben und verkehren müsse und nicht immer geistreiche Diskussionen führen könne, gab er mir als Antwort: „Ich mache eben aus keinem Dinge eine Gewohnheit; ich will kein Gewohnheitsaffe sein, sondern dem Drange meiner innersten Natur folgen. Je älter ich werde, je enger und fester wird der Kreis, den ich um mich ziehe. Fühle ich das Bedürfniß, mit Menschen zu reden, so suche ich mir Menschen auf, wie sie mir gefallen. Ich gehe auf das Land, dort, wo der Sinn noch frisch ist und der Verstand nicht durchlöchert; dort höre ich aufmerksam zu, merke mir, was das Volk denkt und wünscht, und wenn ich dann einmal gefragt werde, dann suche ich zu lernen und zu belehren. Das ist mein Vergnügen und mein Bedürfniß. Und wenn es einmal grade nicht anders geht und ich in eine öffentliche Gesellschaft hineingezerret werde, so habe ich von dem Zuschauen bald so genug, daß ich für lange Zeit von jeglicher Sehnsucht gründlich kurirt bin.“ — Und als ob er fürchtete, von mir aufs neue interpellirt zu werden, setzte er noch hinzu: „Ja, die Ausnahmen! werden Sie sagen. Aber die Ausnahmen bilden nicht die Regel. Man gebe mir die Schule und die Landbevölkerung und ich bin sicher, in Kürze Wunder zu wirken.“ — Nach einem derartigen Gespräche versank Morgenroth gewöhnlich plötzlich in längeres Stillschweigen. Man sah ihm an, daß er mit seinen Gedanken einen weiten Flug machte, von dem er erst dann wieder zurückkam, wenn man ihn gewaltsam aufschreckte. —

Eines Tages überschritt ich nachdenklich die Schwelle seiner Wohnung. Im Begriff, seine Stubenthür zu öffnen, hielt mich die Wirthin zurück, indem sie mir zuraunte: „Warten Sie ein wenig. Herr Morgenroth scheint sich in einer schrecklichen Aufregung zu befinden. Er ist einsilbig vor einer Stunde angekommen und geht nun schluchzend und weinend im Zimmer auf und ab.“ Ich trat in der Wirthin Zimmer. Die gute Frau zeigte sich sehr theilnahmenvoll und bedauerte es sehr, daß Morgenroth seit kurzer Zeit so trübselig und unglücklich sei. — „Und haben Sie ihn öfters so gefunden?“ fragte ich. — „Schon neulich einmal. Er sagte mir, er sei mit Herrn Freimann bei Liebers gewesen; habe sich dort sehr gut vergnügt und wolle noch — es war spät am Abend — arbeiten. Auf einmal hörte ich ein Geräusch, und als ich neugierig wurde, ward es mir klar, daß er in seinem Zimmer aufgeregter und herschritt, mit den Füßen stampfte, mit den Zähnen knirschte und dazu weinte. Ich öffnete schnell die Thür und da sah ich ihn am Fenster stehen und in die Dunkelheit hinausbliden. Als er sich umwandte und mich erblickte, rannen ihm ein paar Thränen von den Wangen, aber er lächelte und antwortete auf meine Frage, was ihm fehle: Er wäre heute in einem Theater gewesen, man hätte dort ein Trauerspiel aufgeführt und nun habe ihn hinterdrein die Wehmuth gepackt und überwältigt. — Begreifen Sie das?“ fragte mich die Wirthin. „Herr Morgenroth versteht doch sonst so vortrefflich, sich zu beherrschen und seine Männlichkeit zu wahren, aber diesmal — ich

fürchte — ich fürchte —“ — „Nun?“ — „Ich fürchte, er hat eine trübseelige Geschichte mit einem Mädchen.“ — „Ich nichte und trat bei ihm ein. Er stand am Fenster, als ich ihn begrüßte, kam aber sogleich auf mich zu: „Gut, daß Sie kommen,“ rief er. „Ich habe mich nach Ihnen gesehnt.“ Dann bot er mir auf das freundlichste seine Cigarren an, nahm selbst davon und sagte: „Wenn die Kiste geleert ist, werde ich mich der thörichten Angewohnheit des Rauchens entschlagen. Man braucht nicht, wenn man will. Und übrigens ist das eine theure Leidenschaft. Wir Männer tadeln die Frauen, wenn sie dem Kaffee fröhnen, denken aber nicht daran, daß wir an größeren Untugenden laboriren. Ich werde den Tabak nur als Medizin, also in den Fällen anwenden, wo ich einer Anregung bedarf.“ —

Nachdem er mich mit seinen Ansichten über die „kleinen Laster“ bekannt gemacht hatte, sagte er plötzlich, das Thema völlig wechselnd: „Wie urtheilen Sie über einen Menschen, der aus Liebe seiner Liebe entzagt, der seine eigenen Gefühle gewaltsam zurückhält und, ob er gleich sicher ist, bei der Geliebten nicht fehl zu gehen, trotzdem diese letztere seinem Freunde zuführt, der sie ebenfalls liebt?“ — „Ich bedaure ihn,“ entgegnete ich. — „Morgenroth sah mich überrascht und scharf an. „Wieso? Warum? Erklären Sie das!“ — „Ich bedaure ihn, weil er zum ersten jedenfalls ein Opfer seiner schlechten sozialen Verhältnisse ist, und zweitens, daß er seine Liebe an einen unwürdigen Gegenstand vergeudet.“ — „Morgenroth war aufgesprungen. „Unwürdig? Warum?“ — Ich fuhr fort: „Das Mädchen darf sich auf keinen Fall von dem Freunde an den Freund verschachern lassen. Thut sie es, so ist ihre Liebe für ihn nicht von jener Leidenschaft und Znnigkeit, wie die seine, und mithin kann sie nur dem andern liebend zugethan sein. Wäre sie es nicht, so handelte sie egoistisch, geschäftsmäßig, nach der landläufigen Sitte also unmoralisch, gemein, — und wäre des hochherzig Entsaßenden unwürdig.“ — „Und welche Handlungsweise verlangen Sie von der Dame?“ fragte Morgenroth aufgeregt. — „Sie mag auf den ersten Augenblick aus allzugroßer Liebe für den Mann oder in Verwirrung diesem in seinem Vorschlage, des Freundes Hand nicht auszuschlagen, gefolgt sein, aber sie muß, zur Besinnung gekommen, zurücktreten und durch ein freimüthiges Bekenntniß sich von einer Sünde befreien, die andernfalls wie ein Fluch sich an ihre Sohlen heften würde. Sie muß gewaltsam das Band zerreißen, unbekümmert darum, was daraus entstehe, unbekümmert auch darum, ob die Verhältnisse ihres Geliebten sich je so gestalten, daß eine Bereinigung mit ihm möglich ist.“ — „Morgenroth antwortete nichts darauf. Er ging im Zimmer auf und ab. Seine Brust arbeitete mächtig und ich erwartete, daß er das Thema festhalten würde; aber er schwieg und drückte mir nur seinen Dank für das Gesagte aus. Mich noch ein Stück des Weges bis zum Thore der Stadt begleitend, schlug er dann, sich verabschiedend, den Weg durch die Promenade ein. —

In seinem Tagebuche lesen wir folgende Stelle, die wir hier passend hinsetzen wollen: „Schreckliches Geschick! — Prometheus kann keine größeren Plagen erlitten haben, als ich! Ich verzehe mich innerlich! — Mein Herz heult wie eine Kirchenglocke, die man wegen einer Feuersbrunst in Bewegung gesetzt hat — aber mein Mund lächelt. — Sie ist mein und sie ist nicht mein! — Ich komme — rede mit ihr — und wenn ich sie verlassen — bricht es mit aller Verzweiflung aus mir hervor. Das ist eben das schlimmste, sie nicht sehen wollen und sie doch sehen müssen! Oft kommt es mir so vor, als ob ich dem Wahnsinn nahe wäre! — Ist das Eifersucht! — Pfiu! — ich zürne keinem!“ —

Um den Leser über Morgenroths seelische Vorgänge aufzuklären, muß ich den Fortgang der Handlung erzählen: „Freimann hatte ihn dringlich gebeten, Liebers Haus, trotz seiner veränderten Stellung, nicht zu meiden, ja er hatte ihm das Versprechen abgenommen, nach wie vor mit der Freundin zu verkehren und ihr den Vortheil seines Umgangs und seiner Belehrung zu theil werden zu lassen. Morgenroth, um sich dem Freunde nicht zu verrathen, brachte dieses Opfer. Er versuchte, sich in alter Gewohnheit zu geben und zu äußern. Aber es gelang nicht nach Wunsch. Er ärgerte sich deshalb über sich selbst und litt, durch den Anblick des jungen Paares, Höllenqualen. Kein Mensch ersuhr davon. Nur seine Wirthin beklagte dieses unglückselige Verhältniß und sagte es ihm endlich offen ins Gesicht. —

„Eines schönen Tages theilte Morgenroth seiner Wirthin mit, daß er auf zwei oder drei Tage verreisen werde. — Elisabeth war zu ihrer Cousine Marianne aufs Land gereist, Freimann

hatte Morgenroth ersucht, verschiedene Sachen und Bücher hinüberzubringen. Morgenroth fuhr ab. Er fuhr gern — er hatte Sehnsucht darnach. — Von der Eisenbahnstation L. . . hatte er noch drei und ein halb Stunden zu Fuß bis Baumberg zu wandern, wo Marianne wohnte. Der Morgen war frisch, die Sonne erglänzte auf Wiesen und Feldern, Lerchen stiegen empor und jubilirten. Er schritt schnell auf der Landstraße dahin und wenn ihm irgend ein Landmann begegnete, so fragte er nach der Länge des Weges. — Unterwegs kam er an einem zerfallenen Kloster vorbei, in dessen Räume er eintrat. Majestätisch und ernst ragten die Trümmer empor. Sie und da war noch ein Saal, ein Verließ erhalten. — Zu anderen Zeiten hätte er stundenlang zwischen den Steinhaufen umherklettern können, um eine alte Inschrift zu entziffern, die Bauart alter Zeit zu studiren, die Kulturgeschichte vergangener Jahrhunderte aus den Trümmern zu lesen — heute über sah er das alles — er überblickte die langen lateinischen Inschriften über dem Portal — die Bruchstücke von Bildsäulen heiliger und gelehrter Männer, die schön geschwungenen Bogen der zerfallenen gothischen Kirche — sein Auge erfaßte nur das Gesamtbild und als er sich abwandte und in den mit Schilf und Grün bedeckten Graben hinablickte, der das Kloster früher gegen feindliche Macht schützte — da lächelte er melancholisch, pflückte sich eine Epheurante von dem alten Mauerwerk und sagte: „Und neues Leben blüht aus den Ruinen.“ — Mit Hast schritt er Baumberg zu. — Wie klopfte ihm das Herz und wie hämmerte es in seinen Schläfen! Er ließ sich von einem Kinde Marianne's Wohnung zeigen und trat langsam und leise in das mit Weinlaub bekränzte Haus. — Marianne im leichten hellen Morgengewande kam ihm freundlich entgegen. — „Sieh!“ rief sie! „Sie sind doch gekommen! Das ist schön! Da habe ich also die Wette verloren! — Elisabeth meinte, Sie kämen sicher einmal zu uns nach Baumberg und ich? — Nun, ich glaubte das nicht recht. — Dafür bin ich der ausgemachten Strafe verfallen! — Elisabeth ist im Garten. Sie wird bald kommen.“ — Morgenroth war bleich und einsilbig. Er setzte sich in den Sessel und blickte vor sich auf die Erde. Marianne sprach den Wunsch aus, daß er einige Tage bleiben werde — aber Morgenroth erwiderte: „Ich habe nirgends lange Ruh. Wenn ich mich meines Auftrages entledigt und mich etwas ausgeruht, werde ich den Rückweg antreten.“ — Elisabeth, welche in diesem Augenblicke eingetreten war, unterbrach die Antwort mit den Worten: „Daraus wird nichts!“ — „Dann begrüßten sich die beiden und Morgenroth übergab ihr die Sachen und Bücher. — Man sprach von diesem und jenem, aber man sprach nicht über das, worüber jeder so gern gesprochen hätte. — Nur einmal wurde die Unterhaltung lebhaft. In einem Anfälle von Härte hatte nämlich Morgenroth den Frauen Wankelmuth und Baghaftigkeit vorgeworfen. — „Ich kenne die weibliche Natur,“ sagte er zum Schluß und Marianne versetzte lebhaft: „Sie kennen sie nicht, oder Sie schließen von Ihren persönlichen Erfahrungen, also von einer winzig kleinen Zahl, auf die unendliche Gattung. Ich weiß Frauen, die heldenmüthiger sind als je ein Mann es sein kann, die größere Märtyrer sind, als alle die Heiligen, die man in den Kirchen glorifizirt. Sie sprechen nur nicht von sich, sie sagen nicht, was sie leiden und tragen ihre Leiden gern, wie Christus sein Kreuz einst getragen, aus Liebe.“ — Morgenroth sah auf Marianne und dann auf Elisabeth, welche hinausblickte auf die Straße. Ihre Züge waren unendlich traurig und es fehlte nicht viel, so wären die hellen Thränen aus ihren Augen geflossen. Sie erhob sich mit einem seufzenden Ach ja! und ergriff eines der Bücher, um den Titel anzuschauen. — „Ich nehme alles, was ich Anklagendes gesagt, gern zurück,“ sprach Morgenroth, „meinte ich es ja doch nicht so ganz ernst. Mein IDeengang war nur der, daß ich ein Körnchen Heldemuth an einer Frau liebe, daß die Frau nicht immer und überall geduldbig Fesseln und Leiden tragen, daß sie erhaben sein soll über etwaiges sinnloses Geschwätz der Menge; was der Mann ihr aufdrängt, solle sie nicht leicht hinnehmen und länger dulden, als es ihre Natur erträgt!“ — Beide Frauen hingen aufmerksam an des Sprechers Munde. Elisabeth bleich, mit starren Augen — trat plötzlich einen Schritt näher auf ihn zu — sie hob die Hand, sie bewegte den Mund zum Sprechen — aber sie schwieg, wie von einer anderen Idee geleitet und wendete sich um, zum Fenster. — Inzwischen waren Marianne's Eltern hinzugekommen. Man freute sich allgemein, Morgenroth kennen zu lernen. Auch Verwandte fanden sich ein, von denen er manchen schon früher bei Liebers gesehen hatte.

Man speiste zu Mittag. Morgenroth fühlte sich bewegt und aufgeregelt. Er sollte erzählen, er sollte über Freimann berichten, ihn schildern. Die Worte erstarrten ihm im Munde. Er mußte sich gewaltsam bezwingen. — Dann kam der Kaffee. Man

brachte Kuchen und Zwieback. Man lachte, man scherzte. Morgenroth lachte auch, aber jedesmal überließ es ihn eiskalt, wenn er nach Elisabeth hinübersah, der man Glück wünschte zu ihrer Brauttschaft. — (Schluß folgt.)

Tanz und Religion.

Kulturgeschichtliche Skizze von Friedr. Volkmar.

Wie sich in den Tänzen und Spielen der Kinder das heitere und fröhliche Wesen der Kindheit am vollkommensten ausdrückt, so spiegelt sich auch in den Tänzen der Erwachsenen der Charakter sowohl der einzelnen wie ganzer Völker reiner und deutlicher wieder, als in so manchen andern, bei weitem beachteteren Kulturercheinungen. Denn im innigsten Zusammenhange mit der Denkart und dem Charakter eines Menschen oder eines Volkes steht auch die Art, sich zu vergnügen und zu erheitern, d. h. was für uns am wichtigsten ist, auch zu tanzen. Ernste und zumal politisch gedrückte Zeiten werden deshalb ernste und gemessene Tanzarten hervorbringen, während umgekehrt in Zeiten von regem geistigen und politischen Leben auch die Tänze rascher, freier und lebendiger sind. So hatte die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts ihre steifgraziösen Menuetts voll gespreizter Würde und lächerlicher Geziertheit, in welchen sich das unterdrückte Selbstgefühl der Menschen jener Zeit, namentlich des sogenannten dritten Standes, Luft machte und oft bis zu unschöner häßlicher Tändelei verirrte. In der zweiten Hälfte dagegen, und nicht minder in unserem vielgepriesenen und vielgeschmähten neunzehnten Jahrhundert, treten die Rundtänze (Polka, Walzer etc.) mit ihren rascheren Wirbeln und paarweisem Dahinfliegen immer mehr an die Stelle der älteren geselligen Tänze (Contre, Quadrille etc.) und bilden deshalb ein bedeutsames Zeichen unserer Zeit, das näher zu untersuchen wir uns für eine spätere Nummer der „Neuen Welt“ vorbehalten.

Wie jede Zeit, so hat auch jedes Volk besondere Tänze. Man könnte deshalb von Zeit- und National- oder Volkstänzen sprechen, insofern die ersteren nicht wie die letzteren nothwendig an die Eigenthümlichkeit eines bestimmten Volkes, das sie hervorgebracht hat, gebunden sind, sondern nur einer bestimmten Zeit, gleichsam der Laune oder der Noth eines Jahrhunderts ihr Dasein verdanken und zu gleicher Zeit von verschiedenen Nationen geübt und getrieben werden. Dies ist namentlich in der neueren Zeit der Fall, welche die Unterschiede der Nationen, ihrer weltbürgerlichen Tendenz getreu, auch in den Tänzen immer mehr zu verwischen bemüht scheint, während die eigentlichen Volkstänze, wenigstens ihrer Entstehung nach, fast durchweg den früheren Jahrhunderten angehören, ja mit ihren ersten Anfängen oft in die fernste Vorzeit eines Volkes zurückreichen. Von dem wichtigsten Einfluß auf die Entstehung und Entwicklung derselben ist unstreitig das Temperament, d. h. die Naturanlage eines jeden Volkes gewesen, die wiederum zum Theil durch die klimatische Beschaffenheit des betreffenden Landes bedingt wird. Unter der heißen Sonne Spaniens und Italiens rollt das Blut schneller und feuriger durch die Adern, als in dem kühlen germanischen Norden. Demgemäß loht auch in dem Nationaltanz des Spaniers wie des Italieners, dem Fandango als in der Tarantella, südliches Feuer und die glühende Leidenschaft des romanischen Volkscharakters, während die Volkstänze unserer deutschen Heimat, der langen Winterruh und unserer deutschen Schwerefüßigkeit entsprechend, fast durchweg eine größere Ruhe und Bescheidenheit zur Schau tragen: in „Großmutter will tanzen!“ u. s. f., worin sich die Langsamkeit und Bedächtigkeit der deutschen Natur, verbunden mit einem Zuge von Humor, wie er uns eigen ist, unseres Erachtens sich vollkommener ausdrückt, als in dem sonst als deutschen „Nationaltanz“ verschrienen Walzer. Ähnlich verhält es sich mit dem Czardas des Ungarn, dessen vibrierende Melodien im raschen Wechsel von größter Schwermuth und ausgelassener Lust, sowie die eigenthümliche Tanzart eine tiefe mühsam verhaltene Leidenschaft ausdrücken, wie sie dem ungarischen Volkscharakter eigen ist, und ähnlich verhält es sich mit allen echten Volkstänzen.

Schon bemerkt wurde, daß der Tanz, und zwar wahrscheinlich bald nach seiner Entstehung, in den Dienst anderer Kulturkräfte, hauptsächlich der Religion, getreten sei. Er theilt dieses Schicksal jedoch mit fast allen andern Künsten, Musik, Dichtkunst,

Architektur, Plastik und Malerei, welche alle in ihren Anfängen bis zu ihrer völligen Reife und Selbständigkeit an den Bräuten der Religion genährt und sozusagen unter der Obhut dieser gewaltigen Geistes- und Gemüthsmacht aufgewachsen sind. Denn der Kultus der Götter nahm in dem Leben der älteren Zeiten und Völker eine weit wichtigere und ausschließlichere Stelle ein, als in dem unsrigen. Es wurden ihnen nicht nur Opfer gebracht, Thiere und in den ältesten Zeiten Menschen geschlachtet, von deren Fleisch und Blut sie sich nach der kindlichen Anschauung jener Tage ernähren sollten, zu ihrer, der Götter, Ehre und Erheiterung, oder um sie freundlich und gnädig zu stimmen, wurden an ihren hohen Festtagen auch allerlei Spiele gespielt und vor allem getanzt und gesungen. Bei unsern germanischen Vorfahren, wie bei fast allen alten Völkern, war dies namentlich an den hohen Festtagen der Sommer- und Winter-sonnentwende, dem heutigen Johannis- und Weihnachtsfeste, wie zur Frühjahrs- und Herbstzeit der Fall. Man tanzte in heiligen Hainen vor den Standbildern der Götter, oder, soweit diese nicht vorhanden waren, vor den Bäumen, Felsen etc., in denen man die Götter wohnen glaubte, unter feierlichen Gesängen und heiligen Gebräuchen. Namentlich waren die Osters Tänze zu Ehren der alten Frühlingsgöttin Ostera, welche das Wiedererwachen der Natur feierten, sehr beliebt und über ganz Deutschland verbreitet. Ja Reste derselben haben sich bis auf den heutigen Tag in unsern Oster- und Pfingsttänzen, in einigen Orten, wie im Anhaltischen, auch Pfingstgelage genannt, erhalten, wie denn unser christliches Osterfest noch heute den Namen jener alten, heidnischen Frühlingsgöttin unverändert fortführt. So unzerstörbar sind jene alten, volkstümlichen Vorstellungen und Gebräuche, so festgewurzelt in der Seele des Volkes, daß sie von Geschlecht zu Geschlecht, von Jahrhundert zu Jahrhundert sich fortpflanzen, und wie sehr sie auch ihre Gestalt im Laufe der Zeit geändert haben mögen, doch immer noch Zeugniß ablegen von den Zeiten, aus denen sie stammen. Und wir fühlen uns durch sie wie durch ein geistiges Band mit jenen Tagen unserer alten heidnischen Vorfahren verknüpft und freuen uns dieser kümmerlichen Ueberreste einer längst verschwundenen Zeit, wie sich der Enkel freut, der in einem unbeachteten Winkel seines Hauses von dem ehemaligen Reichtume seiner Väter plötzlich einige seltene und köstliche Münzen findet. Lebt doch in solchen Resten alter Gebräuche noch ein Stück uralten Volkslebens, das seinen Werth wie gediegenes Gold durch seine unzerstörbare Dauer erwiesen hat, und das wir schon darum heilig halten sollten, — und nicht immer ist das neue auch das bessere!

Das Christenthum trat freilich gegen den religiösen Tanz, als eine heidnische Unsitte, welche mit der neuen Lehre und deren Gebräuchen unverträglich schien, von Anfang an mit Heftigkeit auf. Zuerst mag es wohl der heilige Bonifazius, der Apostel der Deutschen, gewesen sein, welcher im Jahre 743 auf dem Konzil zu Reptines diese höchst unchristliche und heidnische Sitte, von welcher seine Neubekehrten, wie von so manchem andern Anstößigen und Vergerlichen auch als Christen nicht lassen wollten, mit dem größten Nachdruck bekämpfte und wirklich auch strenge Gebote dagegen erwirkte. Der Bischof Burchard von Worms wiederholte dieselben in seinem Beichtspiegel vom Jahre 1024; dennoch war er ebenjowenig wie das Konzil zu Würzburg vom Jahre 1208, welches den Uebertreter des gegen die religiösen Tänze ergangenen Erlasses mit einer dreijährigen Kirchenbuße bedrohte, im Stande, diese tief eingewurzelte Volkssitte auszurotten. Sie klammerte sich vielmehr wie ein zähes Schlingkraut an dem Kultus der Kirche selbst fest, und führte unter christlichem Namen ihr altes Leben noch lange fort. Ja sie blühte im siebzehnten Jahrhundert, also beinahe tausend Jahre nach Einführung des Christenthums noch so, daß der Jesuit Menestries in seinem 1682 erschienenen Buche über alte und neue Ballette erzählt: er selbst habe noch gesehen, wie in einigen Kirchen

die Domherren und die Chorfnaben sich bei der Hand faßten und tanzten, während sie zugleich Danklieder sangen.

Besonders waren es, wie schon erwähnt, die Tage der Winter- und Sommer Sonnenwende, an welchen in heidnischen wie in christlicher Zeit religiöse Tänze beliebt waren. Man tanzte in der Weihnachtswoche auf den Kirchhöfen und am Vorabend des Johannistages um die an dem letzteren Tage ursprünglich zu Ehren des Sonnengottes Wodan angezündeten Feuer. Diese Sitte wurde die Veranlassung zu den später so berühmten St. Veits- und Johannistänzen, welche die Menschen, Männer und Weiber, mit einer Art wahnsinniger Wuth ergriffen und zu tanzen zwangen und die namentlich in der Rhein- und Moselgegend lange Zeit ihr Wesen trieben. Von diesen und ähnlichen Lebertreibungen und krankhaften Entartungen des religiösen wie profanen Tanzes wird weiterhin noch näher die Rede sein, hier möge nur noch Erwähnung finden, daß nach einem weit und lange verbreiteten Aberglauben der Tanz am Johannistage das Haus, in welchem es geschah, ein ganzes Jahr hindurch vor Feuer und dem Einschlagen des Blitzes schützen sollte, was wiederum ein Rest altheidnischen Götterglaubens und nur eine letzte verdunkelte Er-

innerung daran ist, daß gerade dieser Tag ehemals dem obersten Gotte, dem Sonnen- und Feuergotte, dem Beschützer des Hauses und Herdes, Wodan, geweiht war. In christlicher Zeit trat Johannes der Täufer dann an die Stelle des heidnischen Gottes, dem zu Ehren der Johannistage auch seinen heiligen Namen erhalten hat, wie man in die Zeit der Winter Sonnenwende, jenes anderen großen heidnischen Festes, das Geburtsfest des Heilandes, das christliche Weihnachtsfest verlegte. Der Tanz am Johannistage selbst sollte in christlicher Zeit an jenen, aus der biblischen Geschichte her bekannten Tanz der Herodias, der Tochter des Herodes erinnern, welcher Johannes dem Täufer einst den Kopf kostete.

So müssen die alten, unzerstörbaren Sitten der Heidenzeit dem Christenthume zu Trägern seiner Ideen dienen und dem neuen Eroberer gleichsam ihr eigenes, von ihnen bisher beherrschtes Gebiet mit erobern helfen. So baute man an der Stelle, wo ehemals eine heidnische Opferstätte sich befunden, gern eine christliche Kirche, ein Kloster oder ein Bethaus, und so bediente man sich des alten Aberglaubens, um ihn für die Zwecke der neuen Lehre zu benutzen und in ihrem Sinne zu deuten.

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von Rudolph von B.....

(Fortsetzung.)

Während die beiden von der wilden Begleitung des langen Joseph sich so stritten, war noch eine ganze Anzahl mehr von den Leuten angelangt. Der Erstangekommene erzählte nun, daß er den Irrenhauswärter da hinein in das Hinterhaus habe gehen sehen, denselben, welcher vorhin die Prügelei — angefangen habe. Einige von den Burschen, die Klinkes derbe Fäuste zu fühlen gehabt hatten, wollten daraufhin gleich in das Haus hineinstürmen. Der Wirth aber vertrat ihnen sehr energisch den Weg und erklärte, in dem Hinterhause hätten Fremde garnichts zu thun, das wäre abgeschlossen, die Gaststube sei vorn und er würde sich gegen jeden Hausfriedensbruch mit allen Kräften zur Wehr setzen. Alsogleich rief er auch seine beiden Knechte herzu, stämmige Burschen, die ihm auf das Wort zu gehorchen gewöhnt waren, und da ihn die mitgekommenen Oberwäldersdorfer sehr gut kannten und ihm das Wort redeten, so wagte zunächst von den andern keiner, zu offener Gewalt zu schreiten.

Inzwischen waren auch der lange Joseph und Hampel nachgekommen. Des letzteren erstes Wort war die Frage, ob der Irrenhauswärter allein gewesen sei. Der Bursche, der diesen erkannte, verneinte und sagte, ungefähr vier oder fünf Leute wären sonst noch dabei gewesen. Auf diese Mittheilung hin warf der amerikanische Schulmeister seinem langen Kumpan einen triumphirenden Blick zu. „Da hätten wir sie also!“ sagte er.

Nun begann der Krakehl mit dem Wirth von neuem. Dieser ließ sich aber so wenig einschüchtern, wie vorher, und schon wollte der lange Joseph ihm selbst gegenüber zu Thätlichkeiten übergehen, als Hampel intervenirte. Er nahm den Joseph beiseite und sprach eine Weile leise mit ihm. Der Erfolg dieser Unterredung war, daß der Lange mit sonderbarem Grinsen von seinem gewalthätigen Vorhaben abstand und mit der Drohung, die Kerle aus dem Berrücktenhause sollten ja in ihrem Mausloche drin bleiben und sich nicht blicken lassen, sonst würde es ihnen verdammt schlecht gehen, in die Gaststube ging, um sich und den andern da auf Kosten des amerikanischen Schulmeisters gültlich zu thun. Der Wirth traute anfangs dem Landfrieden garnicht und beobachtete den Langen und den Dicken — er kannte den Schulmeister auch nicht bei Namen — unaufhörlich. Dabei bemerkte er, daß der erstere mit mehreren von seinen Leuten leise zischelte und daß die sich fortzuschlichen und das Hinterhaus von allen Seiten umgingen und umschnüffelten, als ob sie heimlich hineinzukommen versuchten wollten. Das machte ihm aber keine Schmerzen. Das Haus hatte nur eine alte, eisenfeste Eichenthür und die Fenster des Erdgeschosses waren mit starken Eisengittern gegen alle Verjuche, durch sie ins Innere einzudringen, mehr als ausreichend geschützt. Drum beauftragte der Wirth einen seiner Knechte, im Hofe zu bleiben und genau acht auf die sich überall herumtreibenden Burschen zu geben, und schlüpfte selber in einem Momente, während dessen er sich und die Thür des Hinterhauses

unbeobachtet glaubte, hinein, um die darin Eingeschlossenen über die Lage der Dinge zu beruhigen.

Hier fand er ziemlich schwere Arbeit vor. Der Doktor Wendelin und die Wärter, allen voran Klink, empfanden es, nachdem der Eindruck der Ueberraschung überwunden war, wie eine Schmach, hinter Schloß und Riegel sich vor einer Anzahl angetrunkenen Menschen zu verstecken; alle wollten heraus und der junge Arzt hoffte, doch wenigstens einige anständigere und besonnener unter den Leuten zu finden, die sich durch vernünftige Vorstellungen von der Thorheit und Unwürdigkeit brutaler Ausschreitung überzeugen lassen würden.

Der Wirth aber kannte seine Pappenheimer besser, und widerrieth auf das allereindringlichste, die Sicherheit seines wohlverschlossenen Hinterhauses zu verlassen. Noch viel heftiger aber war er gegen das Vorhaben Friß Lauters, der allein hinausgehen wollte, weil er der Meinung war, daß die Leute hauptsächlich oder eigentlich allein auf ihn ergrimmt seien wegen des bewußten verhängnißvollen Zeitungsartikels. Er dürfe unter gar keinen Umständen hinaus; seine Gefährten dürften ihn bestimmt nicht hinauslassen, sagte er; wenn sich überhaupt nur einer von ihnen draußen zeigte, käme es gewiß zu Mord und Todschlag, während, wenn sie ruhig in ihrem Berberg blieben, die Leute da draußen endlich doch abziehen würden. Auf dieses Abziehen aber meinten der Doktor Wendelin und die andern unbedingt nicht mehr lange warten zu können, weil ihrer wichtige Arbeit harre, und erst, als der Wirth, der keinen andern Ausweg aus der vertrackten Situation wußte, versprach, sofort einen Boten nach dem Gute des Herrn von Bergen-Felsed schicken zu wollen, damit dieser eine Anzahl bewaffneter Leute sende, unter deren Schutz der Doktor mit den Seinen vor der Robeit des langen Joseph sicher sei, konnten sie zu einmüthiger Verabredung kommen.

Der Wirth ging darauf wieder in den Hof, nachdem er sich vorsichtig durch's Schlüsselloch der Thür erst vergewissert hatte, daß in deren Nähe sich niemand herumtrieb, von dem gewaltsames Eindringen in das Haus zu beforgen war. Die zwei oder drei umherspionirenden Burschen genirten ihn wenig, sie dachten nicht daran, sich mit ihm in ein Handgemenge einzulassen, und mit so ein paar jungen Kerlen wäre auch der robuste und entschlossene Mann leicht genug fertig geworden.

Den einen seiner Knechte fandte er nun auf der Stelle, der Verabredung gemäß, ins nächste Dorf, während er den andern auf seinem Beobachtungsposten im Hofe beließ.

Als er in die Gaststube zurückkehrte, hätte er bemerken können, daß der Schulmeister einen raschen Blick auf ihn und dann auf den langen Joseph warf und diesem etwas ins Ohr flüsterte. Er achtete aber nicht darauf und stellte sich ruhig hinter dem Schentisch auf, wo er sofort mit Einschenken von Bier und Branntwein reichlich zu thun bekam.

Als sich auch der lange Joseph unter die am Schenktisch stehenden mischte, machte er den Eindruck eines Menschen, der schwer betrunken ist oder ganz nahe daran, es zu werden. Nach dem, was er nur in der kurzen Zeit, während er hier in der Schenke war, vertilgt hatte, konnte er es auch recht gut sein. Der Wirth schmunzelte, als er ihn ziemlich stark taumeln sah und hörte, wie er beim Reden mit der Zunge anstieß. Ist der einmal so schwer betrunken, daß er sich nicht mehr vom Plaze rühren kann, so ist mit den andern kinderleicht fertig zu werden. Er schenkte ihm daher bereitwillig noch einen Schnaps ein, ohne erst die Bestellung abzuwarten. Der lange Joseph ließ sich auch nicht nöthigen, er trank mit einem Zuge das Glas bis auf die Nagelprobe leer und schob's zu neuer Füllung dem Wirth hin. Gleichzeitig aber bestellte er beinahe lallend und sich mit beiden Händen an den Schenktisch festhaltend, als wenn er sonst umfallen müßte, ein Faß Bier. Der famose Kerl, der amerikanische Schulmeister, würde es sofort bezahlen, — Schnaps hätten sie alle Tage, aber gutes Bier wär' ihnen sonst zu theuer, heut aber dürften sie sich was anthun. Dem Wirth kam ein Gedanke, — wenn er unter das Bier im Keller rasch eine tüchtige Portion Bramtwein mengte, würde sicherlich in kurzem die ganze Gesellschaft so angetrunken, daß die Männer im Hinterhause ohne Gefahr ihrer Schutzgefangenschaft entlassen werden konnten. Er trat daher nur noch zum Schulmeister hin, um sich wegen der Bezahlung zu vergewissern, und da der das Geld gleich baar auf den Tisch legte und höchst treuherzig meinte, die Leute müßten heut schon was Ordentliches kriegen, um ihre aufgeregten Nerven zu beruhigen, da entzündete der Wirth mit verbissenem Lächeln eine Laterne und ging nach dem Keller. Als er die Kellertür öffnete, beschlich ihn plötzlich ein Gefühl der Besorgniß, über dessen Ursprung er sich keine Rechenschaft zu geben wußte. Besser ist besser, dachte er und zog den Schlüssel aus dem Schlosse, warf die Thür von innen zu und schloß hinter sich wieder fest ab. Dann stieg er die steilen Stufen hinunter, wählte eines der zahlreichen Fässer aus, ließ einen Theil des Biers in ein bereitgehaltenes Gefäß laufen, spundete es auf und vollzog die beabsichtigte Mengung. Dann kostete er das Bier, fand es nicht sonderlich verdächtig schmeckend, zumal für wenig kundige und in ihrer Geschmacksfähigkeit durch allerlei Trinkgenüsse schon beeinträchtigte Zungen, und schickte sich an, das Faß ans Tageslicht zu befördern. Da auf einmal hörte er ein heftiges Geräusch vor der Kellertür, es rumpelte da oben, als ob ein schwerer Gegenstand auf der Holzdielung mit großer Kraftanstrengung fortgeschoben würde. Was mochte das sein? Er stellte das Faß wieder auf den Fußboden, — wieder rumpelte es und stieß mit aller Macht an die Kellertür. Er mußte nachsehen, was es da geben möge. Als er an der Kellertür angelangt war und den Schlüssel im Schlosse umgedreht hatte, gab es von außen noch einen Ruck an die Thür. Er wollte den nach außen gehenden Thürflügel aufstoßen, aber er vermochte es nicht. Er drückte mit aller Kraft, deren seine verben Fäuste fähig waren; die Thür rührte und regte sich jedoch nicht. Blisthnel wurde ihm jetzt klar, was eben geschehen war. Man hatte ihn im Keller eingesperrt, seinen eignen großen Schrank, der in der Hausflur an der Kellerwand stand, hatten sie vor die Thür geschoben, — und diese zu öffnen, mußte solange unmöglich bleiben, als das kolossale, ursolid gearbeitete Möbel davorstand. Der Wirth rief, so laut er konnte, er fluchte und bat, die Leute möchten doch vernünftig sein, er brächte ihnen ja das Bier, er wolle ihnen ein Faß umsonst geben, sie sollten nur mit diesem schlechten Wize ein Ende machen, — aber es antwortete ihm nichts weiter, als johlendes Gelächter und wildes Tosen, aus dem heraus er kein Wort verstehen konnte.

Unter den Schreibern in der Hausflur vor der Kellertür war der lange Joseph der ärgste. Er geberdete sich wie toll; trotzdem wäre er einem aufmerksamen Beobachter nicht halb so betrunken mehr vorgekommen, als vorhin am Schenktische. Wenigstens wußte er augenscheinlich sehr genau, was er wollte. Er zeterte und hezte wiederum gegen den Zeitungsschreiberlassen und gegen den Kerl aus dem Irrenhause, der so frech gewesen war, die Hiebe, mit denen die Konferten des langen Thunichtguts über ihn hergefallen, mit Finsen zurückzahlen. Das Hinterhaus müsse einfach gestürmt und den professionsmäßigen Faullenzern dadrinne mit ihren Bedienten, den Irrenhauswärtern, gründlich der Pelz ausgeklopft werden. Soweit das Gefolge des langen Joseph aus dem Abhub des hochberger Bergvolles bestand, hatte der saubere Führer natürlich leichtes Spiel, von einigen Ober-

waltersdorfern aber wurden Bedenken laut, diese gingen in der allgemeinen Trunkenheit und Mauthlust rasch unter, und noch während der eingesperrte Gastwirth hinter der Kellertür allerlei gänzlich unfruchtbare Befreiungsversuche machte, stürmten die, welche ihn eingesperrt hatten, sicher, daß sie von ihm nicht gestört werden konnten, in den Hof, um dort das langgehegte gewalthätige Vorhaben auszuführen. Dabei versäumte der lange Joseph nicht, den vom Wirth in den Hof postirten Knecht ebenso unschädlich zu machen, wie seinen Herrn. Bei dem ewigen Skandal in der Hausflur war er bestürzt herbeigekommen, um zu sehen, was los sei; sofort hatte ihn der Joseph in einen Wortwechsel verwickelt, der so drohenden Inhalt annahm, daß sich der völlig vereinzelte Mensch, welcher absolut nicht begriff, um was es sich überhaupt handle, nicht anders zu helfen wußte, als Schritt für Schritt zurückzuweichen, und so zu einer Retirade überzugehen, bei der er allgemach in die Nähe der offenstehenden Thür des Pferdestalls gelangte; hier auf einmal verjast ihm ganz unerwartet der Lange einen heftigen Stoß vor die Brust, sodaß er in den Stall hinein taumelte, und ehe er noch zur Besinnung kam, war die Thür zugeschlagen, der starke Holzriegel, welcher sich an dem Außenrand der Thür befand, vorgehoben und er war im Stall gefangen, so gut wie sein Herr im Keller.

Und nun stürzte sich die ganze Bande mit Hurrah auf das Hinterhaus. Steine flogen gegen die Fenster und acht Fäuste stemmten sich gleichzeitig gegen den einen Thürflügel, um ihn aufzubrechen, — dabei brüllte ein Duzend Kehlen: „Aufmachen, auf der Stelle aufmachen, sonst schlagen wir die Thür ein, — aufmachen! Der Zeitungsschreiber raus! Der Zeitungsschreiber raus!“

Der Gastwirth hatte recht gehabt, als er sich auf die Standhaftigkeit der Thür seines Hinterhauses verließ. Sie spottete der acht Fäuste und rührte sich so wenig, als ob es acht Fliegen wären, die sich drauf gesetzt hätten.

„Suchen wir eine Leiter!“ schrie der eine.
 „Nein, keine Leiter!“ kommandirte der lange Joseph. „Von der Leiter könnten die da oben hübsch gemächlich einen nach dem andern hinunterlegen. Wir schlagen die Thür eben ein, — sucht Aelte — da im Holzstall oder in der Küche.“

Weber im Holzstall noch in der Küche, die völlig menschenverlassen war, wie das ganze Haus, — der Wirth hatte seine Mägdle, als die wilden Gäste kamen, zur Verhütung von Unfug fortgeschickt, — war eine Art zu finden. Ein mäßig großer Hammer war alles, was einer von den Burschen im Holzstall entdeckte. Auch dieser aber erwies sich gänzlich machtlos gegen die Thür. Nun verlor der lange Joseph die Geduld. Von einem im Hofe stehenden Leiterwagen brach er, unterstützt von einem paar seiner Leute, die große, eisenbeschlagene Deichsel los, und mit dieser begannen sie nun die so tapfer Widerstand leistende Thür zu bearbeiten. Er und noch ein anderer, gleichfalls ein baumstarker Mensch, faßten die Deichsel an ihrem Vorderende, schlangen sie hoch in der Luft und führten suchtbare, durch Haus und Hof weithindröhnende Schläge gegen die Thür. Dieser wuchtigen Angriffswaffe konnte sie nicht lange standhalten, das sah man an den gewaltigen Erschütterungen, denen sie bei jedem neuen Schläge mehr nachgab. Der lange Joseph heulte triumphierend laut auf und die andern stimmten, seinen glücklichen Einfall bejubelnd, ein.

Eben holten der Lange und sein Helfer beim Deichselhewingen wieder mit dem Aufgebot all' ihrer Muskelstärke aus, — jetzt mußte die Thür aufspringen, — sie hatte beim vorhergehenden Schläge schon in ihren Angeln so geächzt, in ihrem Schlosse so gekreicht, daß sie unmöglich noch viel solche Schläge aushalten konnte, ohne aus Rand und Band zu brechen.

Eine erwartungsvolle Stille trat ein für einen kurzen Augenblick — jetzt mußte der Schlag herniedererschmettern — jetzt —

Aber grade in diesem Augenblick erschallte von der Seite her, von da, wo der Hof sich um das Hinterhaus dem Garten zu herumzog, von kräftiger Stimme ein energisches:

„Halt — halt, ihr Leute! Was ihr von denen da drinnen wollt, macht das mit mir aus — hier bin ich!“

Alles wandte die Köpfe nach der Richtung, woher die allen unbekannt Stimme kam — auch der lange Joseph und der andre mit der Deichsel in den Fäusten.

„Der Zeitungsschreiber — Himmeltreuzdonnerwetter — der Zeitungsschreiber!“ schrie der Lange und ließ die Deichsel fallen und sperrte den großen Mund vor übermäßigem Erstaunen, ohne sich vom Flecke zu rühren, angelweit auf.

„Ja — ich,“ antwortete Fritz Lauter wieder in ganz erschrocken klingendem, vollem und doch schallendem und durchdringenden Tone: „Ich, der Zeitungsschreiber Lauter, der da vor euch, ihr Leute, verleumdet worden ist, denn ich habe den schlechten Artikel im ‚Tageskorrespondent‘ nicht geschrieben, — mein Ehrenwort darauf, — ich bin selber ein Kind des Volkes, ich —“

Was er weiter sagte, war nicht zu verstehen, — der Lange und einige der rabiatesten von den übrigen unterbrachen ihn mit Gebrüll.

„Er lügt, — die Zeitungsschreiber lügen alle, — nieder mit dem Halunken!“

Mit ein paar Säßen war der Lange durch den dem anscheinend wehrlosen Einzelnen gegenüber für den Moment unentschlossenen Haufen Genossen hindurch, um sich ohne alle weiteren Redereien auf Lauter zu stürzen und ihn niederzuschlagen.

Fritz Lauter wich einen Schritt zurück, bis er die Hofmauer im Rücken fühlte, dann riß er den Revolver, welchen ihm Willisch aufgedrungen, aus der Seitentasche seines Rockes, — er wußte freilich, daß er nicht geladen war, er wollte auch nicht schießen, sondern nur drohen und einschüchtern:

„Zurück!“ schrie er. „Zurück, wenn dein Leben lieb ist. Ich schieße jeden nieder, der Miene macht, sich mir zu nähern.“

Der Lange stutzte und stand still.

„Aha, aus dem Loch pfeifen wir! Ehrliche Kerle niederschießen, wie die tollten Hunde — das ist so die Manier der Herren. Na warte, Bursche, dich kriegen wir doch.“

Im Nu war er in der Menge seiner Leute verschwunden:

„Ich komme sofort wieder!“ schrie er. „Und dann mag das Büschchen schießen, soviel’s will. Ich streich’s ihm an und wenn mich auf der Stelle der Teufel holt.“

Wieder machte Fritz Lauter einen Versuch, zu den Leuten, welche die drohende Revolvermündung in respektvoller Entfernung hielt, zu sprechen, sich mit ihnen zu verständigen, aber die Geister des Branntweins waren zu mächtig in ihnen, die langgenährte Erbitterung zu groß, — sie schrien und schimpften und drohten so sehr, so laut, daß keiner sein eignes Wort verstand und noch viel weniger das, was Fritz Lauter zu ihnen sprach, wie übermäßig er auch seine Stimme anstrenzte.

Kaum eine Minute konnte verstrichen sein, als der lange Joseph wieder erschien. Seine Gefellen begrüßten ihn mit einem Jubelgeheul — er hatte wieder einen famosen Einfall gehabt. Er schleppte einen großen Tisch herbei, — als er in die Nähe Fritz Lauters gekommen war, hielt er ihn vor sich hin wie einen Schild, indem er ihn an den Leisten packte, welche die Tischschublade zu halten bestimmt waren; auf diese Weise schützte er seinen Körper vom Kopf so ziemlich bis zum Knöchel gegen jede Revolverkugel, — der Einfall war wirklich gut, und Fritz Lauter war verloren, — der Lange nahm einen Anlauf und stürzte sich, im voraus schon triumphbrüllend, auf seinen Gegner.

Aber da, was war das!? Die Sippe des Langen stob auseinander, als wenn der wilde Jäger unter sie gefahren käme — zwei Reiter auf über und über mit Schaum bedeckten Pferden waren in den Hof gesprengt — mitten unter die Leute, voran eine kolossale Dogge — drei, vier von den Leuten des langen Joseph waren im ersten Anprall von dem riesenhaften Hunde, der mit furchtbarem, wie eine Kette von Kanonenschlägen donnernden Gebell in die Menge hineinschoß, über den Haufen gerannt —

„Dort, Hassan — faß — den da!“ hatte der erste Reiter dem Hunde zugebrüllt, und das kluge Thier hatte im Momente seine Aufgabe begriffen, — mit einem ungeheuren Saße stürzte es sich auf den langen Joseph und riß ihn sammt seinem Tische hinterrücks zu Boden, daß er unter diesem völlig begraben ward.

„Ha, hallo — hurrah — da sind wir!“ schrie Willisch, indem er dicht an Fritz Lauter heranritt. „Ich denke, zu rechter Zeit!“

Er riß seinen doppelläufigen Besaucheux von der Schulter und richtete ihn auf die verblüfften und wie gelähmten Leute.

„Nun macht, daß ihr fortkommt, Halunken, die ihr seid, feig genug, zu vierzig über einen einzigen jungen Menschen herzufallen, — hinaus zum Hofe, Gesindel, — sonst bekommt meine Büchse Arbeit! Und der Lange, da unter meinem Hassan, mit dem rupf ich ein Huhn extra — der bleibt hier!“

Aber so leichten Kaufes wollten des langen Joseph Freunde ihn doch nicht seinem Feinde ausliefern.

Der, welcher mit ihm vorhin die Deichsel gehandhabt, brüllte:

„So feig sind wir nicht, daß wir vor ein paar Flinten davonlaufen — er mag schießen, — alle drei mögen sie schießen, wir

schlagen sie doch todt, allesamt, — jetzt erst recht, weil sie unsern Joseph von der Bestie zerreißen lassen wollen.“

Diese Worte machten gewaltigen Eindruck, schon flogen Steine aus dem Knäuel der Leute heraus nach Willisch und dem andern Reiter, seinem Johann.

„Bei Gott, Kerle — ich schieße mitten in den Haufen, wenn ihr zu werfen nicht aufhört, — ’s ist mir ganz egal. Und glaubt nicht, daß wir nur drei sind — uns nach kommen noch viel mehr Leute, als ihr seid — sie sind schon da, — hört ihr das Wagengerassel? Da kommen sie!“

Und sie kamen wirklich — zunächst ein großer, mit zwei starken Zugpferden bespannter Leiterwagen, der auch gejagt war, als wenn es ein Bettrennen gälte, und dicht hinter ihnen drein eine Equipage. Von dem Leiterwagen sprang schreiend und lebhaft gestikulirend ungefähr ein Duzend von Menschen, von denen jeder einzelne mit einem gewaltigen Knüttel bewaffnet war.

„Himmelkreuzdonnerwetter!“ fluchte die dröhnende Bassstimme eines garnicht mehr jungen, aber untersehten und starkknochigen Mannes. „Da will wahrhaftig eine ganze Herde von Strolchen über den Fritz Lauter. Na wartet, Halunken — da kommt der alte Packert eben recht — der wird’s euch anstreichen.“

Und den Knüttel um sein Haupt schwingend, wie ein Wilder seine Keule, stürzte er sich ohne alles Besinnen unter die Leute des langen Joseph, welche eben wieder das Steinbombardement zu beginnen im Begriff waren. Packerts Begleiter folgten seinem tapferen Beispiele, nur Därmig, der vorn auf dem Wagen, dicht neben dem Kutscher gesessen hatte, richtete sich an der Seitenleiter auf, so hoch es ihm seine bescheidenen Körperverhältnisse nur erlaubten, und schrie in den Tumult hinein, den der Angriff der gandersberg’schen Sezer auf die Hochberger verursachte:

„Ruhe einen Augenblick! Silentium! Laßt mich erst ’mal zu Worte kommen!“

Aber kein Mensch wollte die schöne Rede, die ihm auf der Zunge saß, anhören. Die Sezer drangen vor, die Hochberger, welche heute aus einer Ueberrumpelung in die andre fielen, ließen die schon aufgehobenen Steine fallen und wichen zurück, — einige machten Miene, als wollten sie den von Packert so heißblütig begonnenen Kampf garnicht aufnehmen, sondern einfach Fersengeld geben. Aber des langen Joseph Spezialkumpen dachte daran nicht. Er hatte schnell die Zahl der neuen Angreifer überschaut.

„Es sind kaum zehn Stück!“ schrie er mit seiner Donnerstimme in den wankenden Haufen seiner Genossen hinein. „Alle bis auf den dicken Alten klein und spindeldürr, — mit denen würd’ ich allein fertig, — also drauf, — feige Hunde seid ihr, wenn ihr ausreißt und wenn noch dreimal soviel ankommen.“

Der alte Packert hatte kaum den baumstarken Burschen reden gehört, so stürzte er wie ein angeschossener Eber auf ihn los. Im nächsten Augenblick hatten die beiden einander vor der Klinge oder richtiger vor dem Knüttel und drohsen wie toll auf einander los. Im Nu wurde das Handgemenge allgemein. Auch Willisch und sein Johann schwangen sich von ihren Pferden, — schießen hätten sie jetzt nicht mehr können, denn sie hätten ebensogut Freund wie Feind treffen können, und drehten die Flinten um, um mit den Kolben dreinzuschlagen.

Aber sie waren noch nicht soweit gekommen, als aus der Equipage, welche hinter dem Leiterwagen dreingekommen war, ein Herr mit schneeweißem Haar behend wie ein Jüngling herausgesprang und ihm auf dem Fuße eine junge Dame folgte.

„Fritz, Fritz — lieber Fritz,“ rief das schöne Mädchen und eilte, des furchtbaren, blutigen Tumultes, der sich soeben entsponnen hatte, nicht achtend, auf Fritz zu, der bleich und blutig, aber mit blühenden Augen noch an der Mauer lehnte, an welche ihn der sonderbare Riesenschild des langen Joseph gepreßt hatte.

„Du bist verwundet, Fritz, armer Fritz,“ rief das Mädchen wieder. „Komm mit mir, ich will deine Wunden verbinden und dich pflegen und dich nicht mehr von mir lassen, Fritz.“

Die letzten Worte hatte sie nur geäußert, aber er hatte sie doch verstanden und wie die Morgensonne so strahlend und warm war in seinem wildbewegten Herzen die lange männlich bekämpfte, langzurückgehaltene Liebe urplötzlich aufgegangen. Als wenn sie beide allein wären, im trauten Waldesdünst und als wenn kein Mensch sie sähe, breitete er seine Arme aus und zog sie an sein Herz. Und — merkwürdig — der entsetzliche Lärm ringsum legte sich — es wurde stiller und stiller — auf einmal nur schrie eine Stimme: „Halt, ihr Leute, — nun keinen Schlag weiter, — das leiden wir nicht, wir Oberwaltersdorfer, — das ist ja der Weihnachtsengel — der Weihnachtsengel!“ (Schluß folgt.)

Von der Gewerbeausstellung in Düsseldorf.

Von Ingenieur W. H. Fabian.

Die Gewerbeausstellung umfaßt folgende Gruppen: 1) Land- und Forstwirtschaft (313 Arn.); 2) Bergbau und Salinenwesen (19 Arn.); 3) Hüttenwesen (47 Arn.); 4) Maschinenwesen und Transportmittel (209 Arn.); 5) Metallindustrie (347 Arn.); 6) Chemische Industrie (128 Arn.); 7) Nahrungs- und Genussmittel (139 Arn.); 8) Industrie der Stein-, Thon- und Glaswaaren (45 Arn.); 9) Hölzer und Holzindustrie (145 Arn.); 10) Kurzwaarenindustrie (45 Arn.); 11) Textilindustrie (161 Arn.); 12) Bekleidungsgegenstände (149 Arn.); 13) Leder- und Gummiwaaren (130 Arn.); 14) Papierindustrie (73 Arn.); 15) Polygraphische Gewerbe (94 Arn.); 16) Wissenschaftliche Instrumente und Apparate zur Gesundheitspflege (67 Arn.); 17) Musikinstrumente (41 Arn.); 18) Bau- und Ingenieurwesen (206 Arn.); 19) Schulwesen (77 Arn.); 20) Kunstgewerbe (137 Arn.).

Zu bemerken ist, daß die Gewerbeausstellung noch verknüpft ist mit einer Ausstellung kunstgewerblicher Alterthümer und einer allgemeinen deutschen Kunstausstellung, die indessen beide mehr untergeordneter Natur sind. — Außerdem ist hervorzuheben, daß manche Nummern Kollektivausstellungen von großartigstem Umfange repräsentiren. Die Anzahl der Nummern beträgt in Summa 2572.

Dieselbe erstreckt sich über Rheinland, Westfalen und Hessen-Nassau, außerdem aber noch über die Fürstenthümer Schaumburg-Lippe, Lippe-Deimold, Waldeck, Birkenfeld (Oldenburg) und über das ehemalige Fürstenthum Hohenzollern.

Die Gebäude der Ausstellung sind auf dem erweiterten Terrain des Düsseldorfer zoologischen Gartens errichtet. Derselbe liegt in einer Entfernung, die einer Gehzeit von ca. 20 Minuten entspricht, nordöstlich von der Stadt und ist mit dieser durch Pferdebahn und während der Ausstellung durch eine Personenverkehrslinie der Bergisch-Märkischen Eisenbahn verbunden. Der Bahnhof der Rheinischen und eine neu angelegte Haltestelle der Köln-Mindener Eisenbahn befinden sich in der Nähe. Das Terrain der Ausstellung umfaßt etwa 75 Morgen. Die Anlagen des zoologischen Gartens sind wesentlich unverändert geblieben. Das Hauptgebäude der Ausstellung mißt in der Längsfront 360 m. und in der Breitfront 102 m. und bedeckt eine Grundfläche von circa 32000 Quadratmeter. — Im deutschen Reich hat daher noch keine Ausstellung stattgefunden, die dieser an Umfang gleichgekommen wäre.

Die Abtheilung für Land- und Forstwirtschaft hat eine besondere Halle erhalten, ebenso sind die kunstgewerblichen Alterthümer in einem besonderen Pavillon untergebracht. Ferner sind halbbedeckte Hallen zur Aufnahme von Produkten an mehreren Stellen des Gartens errichtet worden. In dem Hofe hinter der Maschinenhalle haben die Kesselhäuser und zwei große Schornsteine für die Inbetriebsetzung der Maschinen und ein großer Eisenbahnhof Platz gefunden. Außerdem befinden sich von 56 Ausstellern noch von ihnen selbst errichtete Annexbauten in den Räumen des Gartens, diese bedecken etwa 11000 Quadratmeter Grundfläche, so daß im ganzen gegen 43000 Quadratmeter bebauter Fläche in der Ausstellung vorhanden ist; beiläufig so viel, wie in der diesjährigen Weltausstellung in Sidney.

Die Ausstellungsgebäude wurden nach dem preisgekrönten Entwurfe der Herren Boldt & Friegs in Düsseldorf von diesen und von Holzappel & Saal für die Summe von 405000 Mk. erbaut. Das Hauptmaterial ist Holz, die Bedeckung Pappe. Die Beleuchtung erfolgt im wesentlichen durch hohes Seitenlicht, in der Abtheilung der Kunstausstellung durch Oberlicht. Für Ventilation ist keine Sorge getroffen, was bei der Sommerhitze sehr zu bedauern ist. Die Grundrissidee des Hauptgebäudes ist eine einfache, drei Langhallenbauten werden durch vier Querhallen verbunden, so daß sechs innere Höfe entstehen.

Die Facadengestaltung ist eine lebhaft mit Thürmen, Portalen und Kuppeln, die alle mit Flaggen bedeckt sind. Der Garten gewährt wenig Schatten, auch stehen Sessel zur Erholung des Publikums, außer in den Restaurationen, nur äußerst dürftig zur Hand.

Der Inhalt des Katalogs für die Ausstellung gibt zunächst einen Situationsplan der Gewerbe- und Kunstausstellung, hierauf ein Namenregister der Aussteller, dann eine Einleitung zur Geschichte der Ausstellung, gibt hierauf die Organisation derselben und geht alsdann über zur Mittheilung der wichtigsten historisch-statistischen Daten: 1) Land und Leute, 2) Landwirtschaft, 3) Berufsarten der Bevölkerung, 4) Geschichte der Industrie, 5) Stand der Gesamtindustrie, 6) Transportwesen, 7) soziale Einrichtungen betreffend, und schreitet hierauf zur Katalogisirung der Aussteller und der Gegenstände nach Gruppen selbst. Endlich folgt noch der Reklame- resp. Annoncentheil, der nun einmal unentbehrlich zu sein scheint.

Für die kunstgewerblichen Alterthümer und für die Kunstausstellung sind noch besondere Kataloge ausgegeben.

Bei dem Hauptkataloge, dem der Gewerbeausstellung, berührt es mißlich, daß keine allgemeine Einleitung über die Natur der einzelnen Industrien, etwa im Sinne des von Prof. Wolpert verfaßten Leitfadens für die Ausstellung von Heizungs- und Ventilationsanlagen zu Kassel 1877, beigegeben ist, auch sind die Mittheilungen, die einzelnen Ausstellungsnummern betreffend, so dürftig, daß in Verbindung mit dem Umfange, daß die meisten Aussteller gleichfalls nicht in gehöriger Weise für die Instrukktivität ihrer Ausstellungen gesorgt haben, diese Punkte verschulden, daß die Gewerbeausstellung sich nur in einzelnen

Theilen über den Charakter eines höheren Jahrmarktes erhebt und nicht in der Weise, wie es sein müßte und könnte, zur Sachwürdigung gelangt. Leider steht es mit allen derartigen allgemeineren Ausstellungen in dieser Beziehung bisher nicht besser, oder bei den meisten derselben wohl noch gar schlechter. — Die statistischen Tabellen über Bergwerks- und Hüttenproduktion, geordnet nach den Oberbergamtsbezirken Dortmund und Bonn und den von diesen bewerteten amtlichen Aufnahmen entnommen, so interessant und lehrreich sie sind, lassen doch manchen Punkt noch im Unklaren; so fehlen Angaben über den Bezug der Eisenerze, die beispielsweise 1878 in Hüttenwerken mehr verarbeitet werden, als im Ausstellungsgebiete gewonnen u. s. w.

Bezüglich des Sozialökonomischen könnten wir einfach auf den Katalog verweisen, denn genaueres, als es hier in den Ausstellungsnummern und in den historisch-statistischen Vorbemerkungen gegeben, die von anderen Blättern direkt abgedruckt sind, steht auch uns nicht zur Verfügung; allein einestheils steht nicht jedem der Katalog zur Hand und andernteils sind in dem sozialökonomisch Wichtigen die diesbezüglichen zugrunde liegenden Entwicklungsgeetze u., auf die es ankommt, keineswegs so direkt zu überblicken, weshalb wir uns der Mühe unterzogen haben, das dortselbst Gebotene in kurzer Auslese des Bedeutungsvollen in einer besser für Schlußfolgerungen geeigneten Weise umzuarbeiten.

Rheinland hat rund	27000	□km	mit	3 805 000	Einw.
Westfalen hat rund	20200	" "	"	1 905 000	"
Reg.-Bezirk Wiesbaden hat rund	5500	" "	"	680 000	"
Summa	52700	□km	mit	6 390 000	Einw.
Ganz Preußen hat rund	347500	□km	mit	25 742 000	Einw.

Der Fläche nach enthält das Ausstellungsgebiet $\frac{2}{13}$, der Bevölkerung nach $\frac{1}{4}$ des preussischen Staats. Diese verhältnismäßig starke Bevölkerung des Ausstellungsgebiets verdankt es seiner hochentwickelten Industrie mit ihren bevölkerten Centren; diese ernährt dortselbst zur Zeit mehr Menschen, als die Landwirtschaft.

Auf Grundlage der Volkszählung von 1871 und der Gewerbezahl von 1875 ergibt sich für das Ausstellungsgebiet folgende Tabelle (wobei zu bemerken ist, daß Eisenbahn-, Post- und Telegraphenbetrieb, das Versicherungswesen, der Gewerbebetrieb der Medizinalpersonen, der Literaten, Rechtsanwälte und Notare, das Musik- und Theatergewerbe und der Gewerbebetrieb im Umherziehen unberücksichtigt geblieben sind):

Reg.-Bezirk	Fläche in Qu.-Km.	Verhältnis der landwirtschaftlich zu den gewerblich Thätigen auf gleicher Fläche	
Münster	7249	1 : 0,80	
Minden	5253	1 : 1	
Arnsberg	7697	1 : 3,50	
	20199	Summa	Westfalen 1 : 1,70
	6197	1 : 0,90	
	5467	1 : 4,20	
	3974	1 : 1,70	
	7182	1 : 1,06	
	4154	1 : 1,93	
	26975	Summe	Rheinland 1 : 1,98
	5556 1 : 1,62
Ausstellungsgebiet	52750	1 : 1,83	Total (Schluß folgt.)

Der Freidenker Moses Mendelssohn.

Von Dr. Max Vogler.

(Schluß.)

Die Bewunderung und Liebe für Mendelssohn hatte dem schweizerischen Theologen aber auch den Wunsch geweckt, ihn für das Christenthum zu gewinnen; denn er glaubte in der That das Seelenheil desselben, wenn er außerhalb des letzteren stehen bliebe, in Gefahr. Ein anderes Motiv war dabei die Eitelkeit Lavaters, den es nicht wenig schmeichelt haben würde, den Ruhm zu genießen, den freimüthigen jüdischen Philosophen zu seinem Glauben bekehrt zu haben. Mendelssohn war seinem Eifer theils mit tieferen Gründen, theils mit leiser Ironie begegnet, und Lavater hatte seinen Zweck bei ihm, während er in Berlin weilte, nicht erreicht. Mit dem Versprechen, bald von sich hören zu lassen, reiste er ab. Wie aber war der nichtsahnende Mendelssohn erstaunt, als ihm sein ehemaliger Gast nach mehreren Jahren in einem offenen Briefe, den er einer ihm gewidmeten Uebersetzung einer Schrift des genfer Philosophen und Naturforschers Bonnet („Untersuchung der Beweise für das Christenthum“) vorausschickte, mit Rücksicht auf das anerkennende Urtheil, das der Jude zu gelegener Stunde über den Stifter der christlichen Religion ausgesprochen, vor die Alternative stellte: „nicht, diese Schrift mit philosophischer Unparteilichkeit zu lesen — denn das werde Mendelssohn gewiß ohne seine Bitte selbst thun — sondern dieselbe

öffentlich zu widerlegen, wofern er die wesentlichen Argumentationen, womit die Thatfachen des Christenthums unterstützt sind, nicht richtig finde, — wofern er dieselben aber richtig finde, zu thun, was Klugheit, Wahrheitsliebe, Redlichkeit ihn thun heiße — was Sokrates gethan hätte, wenn er diese Schrift gelesen und unwiderleglich gefunden hätte.“ Man sieht, der züricher Diakon — denn das war er inzwischen geworden — an dessen aufrichtiger Begeisterung für die Sache seiner Kirche nicht zu zweifeln ist, hatte es an einem guten Stück pfäffischer Schlaueit nicht fehlen lassen. Nun sollte man meinen, die Sache wäre von Mendelssohn's Seite leicht abzuthun gewesen. Die Dinge lagen aber damals anders als heute, und Mendelssohn befand sich wirklich in einer wenig beneidenswerthen Lage. Wie zugleich hat sich jedoch die Hoheit seines großen Geistes herrlicher offenbart, als gerade in diesem Falle. Konnte er auf der einen Seite als Jude die Schrift Bonnet's nicht widerlegen, ohne das Christenthum selbst anzugreifen — und dagegen sträubte sich seine Duldsamkeit Andersgläubiger — und dadurch zu neuen Beschuldigungen und Verfolgungen seiner ohnehin arg bedrängten Glaubensgenossen Anlaß zu geben, so durfte er auf der anderen ebenjowenig auf die feste Aufforderung Lavater's schweigen, ohne sich den Vorwurf der Schwäche zuzuziehen und als in seinen Anschauungen besiegt angesehen zu werden.

Mendelssohn gerieth in solche Aufregung, daß er in eine schwere Krankheit verfiel, die ihm vor der Hand jedes Arbeiten unmöglich machte. Seine Freunde, vor allem Lessing, der damals in Wolfenbüttel weilte, waren über Lavater's Auftreten geradezu empört. „Noch mehr aber bitte ich Sie,“ — schrieb ihm der letztere — „wenn Sie darauf antworten, es mit aller möglichen Freiheit, mit allem nur ersinnlichen Nachdrucke zu thun.“ Durch die Theilnahme aller Aufgeklärten und der Freunde wahrer Toleranz ermuntert, entschloß er sich endlich, nachdem er durch Beobachtung strengster Diät genesen, dem züricher Eiferer zu antworten.

Zuerst macht er Lavater in seiner Weise über seine Indiskretion Vorwürfe: „Sie erinnern sich der vertraulichen Unterredung, die ich mit Ihnen auf meiner Stube zu halten das Vergnügen hatte; — wenn ich nicht irre, so sind Versicherungen vorhergegangen, daß von den Worten, die bei der Gelegenheit vorkamen würden, niemals öffentlicher Gebrauch gemacht werden sollte. Jedoch, ich will mich lieber irren, als Ihnen eine Uebertretung dieses Versprechens Schuld geben.“ „Die Bedenklichkeit,“ — fährt er fort, — „mich in eine Religionsstreitigkeit einzulassen, ist von meiner Seite nie Furcht oder Blödigkeit gewesen. Ich darf sagen, daß ich meine Religion nicht erst seit gestern zu untersuchen angefangen.“ Im weiteren führt er aus, daß es ihm bei der Beurtheilung eines Menschen nicht auf das religiöse Bekenntniß, sondern einzig und allein auf den moralischen Werth ankomme. „Ich habe das Glück, so manchen trefflichen Mann, der nicht meines Glaubens ist, zum Freunde zu haben. Ich genieße die Vollust ihres Umganges; der mich bessert und ergötzt. Niemand hat mir mein Herz zugerufen: Schade für die schöne Seele!“ Besser und schlagender konnte die jesuitische Schlaueit Lavater's nicht zurückgewiesen werden, als mit diesen unvergleichlich edlen Worten. Noch klarer tritt die Auffassung Mendelssohn's in einem Briefe hervor, den er an einen Angehörigen in dieser Angelegenheit richtete. „Ein Christenthum, wie das Ihrige, mein Herr,“ — heißt es da — „würde unsere Erde in ein Paradies verwandeln, wenn es allgemein angenommen werden sollte. Und wer wird bei einer so wichtigen Sache sich bei einem Worte aufhalten? Soll man die reinste Sittenlehre: Christenthum nennen? Warum nicht, wenn dieser Name Nutzen bringen kann? Aber dies Christenthum ist wahrlich eine unsichtbare Kirche, die zum Theil aus Juden, Mohamedanern und Chinesen besteht, und wohin vornehmlich Griechen und Römer zu rechnen sind.“ . . . Ist das nicht eine hochherzige und geistvolle Auffassung des Christenthums? — Gehet hin, und fraget alle Priester und Pastoren und alle eifrigen Förderer der äußeren und inneren Mission, wie viele unter ihnen es zu einer eben solchen gebracht.

Die schonende und doch treffende Antwort fand allgemeine Billigung; selbst Mirabeau hat sie auszugsweise in's Französische übersezt. Lavater aber hielt es für das Klügste, sich in einem Briefe Mendelssohn gegenüber zu entschuldigen, der sich nun seinerseits gern damit begnügte und dem frommen Schwärmer sogar ein öffentliches Ehrenzeugniß voller Güte und Anerkennung für Lavater's Charakter ausstellte. Liebt er doch so wenig das öffentliche Gezänk. „Es ist unser Aller nicht anständig,“ — hören wir ihn in einem dieser Angelegenheiten wegen noch an Bonnet gerichteten Briefe vom 9. Februar 1770 sich ausdrücken — „daß wir öffentlich wider einander auftreten, um dem müßigen Theile des Publikums einen Zeitvertreib, dem Einfältigen ein Aergerniß zu geben, und dem Verächter des Wahren und Guten ein böshafte Vergnügen zu machen.“ . . .

Unermüßlich sind die Verdienste, die sich Mendelssohn um die Judenthümlichkeit erworben. Man wird dieselben erst recht zu würdigen wissen, wenn man sich vergegenwärtigt, wie damals noch die gesellschaftliche Stellung derselben beschaffen war. In finstere, abgeschlossene Gassen waren sie zusammengedrängt, auf das tiefste verachtet und auf das härteste verfolgt. Mendelssohn selbst hat die ganze Bitterkeit ihres Looses oft genug empfunden. Nach langem Harren und vielen Wähen hatte er endlich für sich, nicht zugleich aber auch für seine Kinder, im preussischen Königreiche das Privilegium eines Schutzjuden erworben, um welches er sich nur erst nach langem Zögern bemühte, da er vor

seinen Glaubensgenossen nichts voraushaben mochte. „Es thut mir weh“ — sagte er — „daß ich um das Recht der Existenz erst bitten soll, welches das Recht eines jeden Menschen ist, der als ruhiger Bürger lebt. Wenn aber der Staat überwiegende Gründe hat, Leute von meiner Nation nur in gewisser Anzahl aufzunehmen, welches Vorrecht kann ich vor meinen übrigen Mitbüdern haben, eine Ausnahme zu erlangen?“ — Als die königliche Akademie der Wissenschaften ihn zu ihrem Mitglied ernannte, strich Friedrich der Große, in dessen Staate angeblich „jeder nach seiner Form selig werden sollte,“ seinen, des Juden, Namen von der Liste. Vor den Verfolgungen und Belästigungen des niederen Volkes war er ebenjowenig sicher, wie die anderen Angehörigen seines Stammes, und es klingt rührend, wenn wir ihn in einem Schreiben an einen ihm befreundeten Benediktiner auf dem Petersberge bei Erfurt (unterm 28. Juli 1780) klagen hören: „Allhier in diesem sogenannten duldsamen Lande lebe ich gleichwohl so eingekengt durch wahre Intoleranz, so von allen Seiten beschränkt, daß ich meinen Kindern zur Liebe mich den ganzen Tag in einer Seidenfabrik einsperren muß, und den Mäusen nicht so fleißig opfern darf, als ich es wünsche. Ich ergehe mich zuweilen des Abends mit meiner Frau und meinen Kindern. Papa! fragt die Unschuld, was ruft uns jener Bursche dort nach? warum werfen sie mit Steinen hinter uns her? was haben wir ihnen gethan? — Ja, lieber Papa! spricht ein anderes, sie verfolgen uns immer in den Straßen, und schimpfen: Juden, Juden! Ist denn dieses ein Schimpf bei den Leuten, ein Jude zu sein? und was hindert dieses andere Leute? — Ach, ich schlage die Augen unter, und seufze mit mir selber: Menschen! Menschen! wohin habt ihr es endlich kommen lassen? Weg von diesen Betrachtungen! sie machen mich ja unmuthig!“

Wie er an seiner Person bewies, daß auch ein Jude durch Bildung und edles Streben sich sehr wohl den anderen Bürgern des Staates ebenbürtig zu machen und Gutes zu leisten vermöge, so ging sein ganzes Bemühen dahin, seine Glaubensgenossen, was Gesittung und Intellekt anging, zu heben. Er that dies zuerst dadurch, daß er ihnen die richtige Kenntniß der deutschen Sprache beizubringen suchte, indem er gegen das abscheuliche Judenthümlichkeit von damals eiferte und ihnen seine Uebersetzung des Pentateuch (1780) und der Psalmen (1873) in die Hand gab. In dieser Weise hoffte er ihnen das Deutschthum vertraut zu machen und damit zugleich dem Staate nützlich zu werden, indem er diesem die Möglichkeit gab, „eine Menge von Händen und Köpfen, die zu seinem Dienste geboren sind, auch zu seinem Dienste anzuführen.“ In derselben Absicht verfaßte er im Auftrage der preussischen Regierung die „Ritualgesetze der Juden“ (1778) und gab die Schrift „Rettung der Juden“ (1782) heraus. Dem gleichen Streben diene mittelbar das geistvolle Werk: „Jerusalem, oder über religiöse Macht und Judenthum“ (1783), in welchem er insbesondere das Verhältniß zwischen Staat und Religion erörterte und jahrhundertalte Vorurtheile zu beseitigen suchte. Man hat ihn mit Recht dem Befreier des jüdischen Volks aus der ägyptischen Sklaverei an die Seite gestellt. „Es ist mehr als eine poetische Redensart,“ — sprach sich einer seiner Glaubensgenossen bei Gelegenheit der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstags aus — „sondern völlige Wahrheit, wenn man unseren Weisen einen zweiten Moses genannt und an die Sklaverei gedacht, aus der beide ihr Volk erlöst haben. Wie der Führer und Befehlshaber des alten Israels, so war es Moses Mendelssohn, der das jetzt lebende Israel von den drückendsten Fesseln des Wahns und des Aberglaubens voller Unsicht und Muth zu befreien suchte.“

Außerordentlich wirkte Mendelssohn auch auf die Bildung seiner Stammesbrüder durch seinen unmittelbaren persönlichen Einfluß. Wir haben schon gesagt, daß sein Haus oft die Stätte der Zusammenkunft wißbegieriger Männer und Jünglinge gewesen. Unter diesen bestand die Mehrzahl aus Glaubensgenossen, jüngeren und älteren Leuten aus Nähe und Ferne, mit denen er, ein echter Sokrates, der ja in jeder Beziehung ihm als Vorbild diente, über Erziehung und Menschenbildung weise und antregende Unterredung pflog. Insbesondere — sagt einer, der daran persönlich theilgenommen — seien die Verbesserung des Unterrichts und die Empfehlung der deutschen Muttersprache das Lieblingssthema seines Gesprächs gewesen. So war jenen, die zu ihm kamen, sein Haus ein heiliges Asyl, gleichsam eine Akademie der Wissenschaften, und der Same, der hier gestreut wurde, verbreitete sich, keimend und fruchtbringend, in alle Länder hinaus. Im Jahre 1778 hatte er übrigens auch die jüdische Freischule, diese Musteranstalt für viele andere Gemeinden, in Berlin mit begründen helfen.

Die Häuslichkeit des Philosophen ist überhaupt eine beglückte und beglückende zu nennen, wozu nicht wenig seine auf der Höhe seines Geistes stehende Frau beitrug. Es war seltsam gewesen, wie er diese Frau gewann. Mendelssohn hatte im Wade Pyrmont den Kaufmann Guggenheim aus Hamburg kennen gelernt, der ihn nicht minder wie seine ganze Familie bewunderte. Vor allem aber verehrte seine Tochter den Philosophen. Nach Hamburg zu Besuch eingeladen und im Guggenheim'schen Hause angekommen, wurde Mendelssohn daher ganz besonders veranlaßt, die Tochter zu sprechen, welche augenblicklich bei ihm den günstigsten Eindruck hinterließ. Nicht so hingegen hatte seine Erscheinung auf das anmuthige, außergewöhnlich hoch gebildete Mädchen gewirkt, die vielmehr an seinem Budel Anstoß nahm. Wie der Philosoph ihr nun das zweitemal gegenüber, richtete das letztere plötzlich an ihn die Frage: „Glauben Sie auch, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden?“ — „Gewiß!“ — antwortete Mendelssohn.

„Und mir ist noch was besonderes geschehen. Sie wissen, daß, nach einer talmudischen Sage, bei der Geburt eines Kindes im Himmel ausgerufen wird: der und der bekommt die und die! Wie ich nun geboren worden, wurde mir auch meine Frau ausgerufen, — aber dabei heißt es: sie wird leider Gottes einen Budele haben, einen schrecklichen. — Lieber Gott, hab' ich da gesagt: ein Mädchen, das verwachsen ist, wird gar leicht bitter und hart, ein Mädchen soll schön sein. Lieber Gott! Gieb mir den Budele und laß das Mädchen schön und wohlgefällig sein. . .“ „Raum hatte Moses Mendelssohn das gesagt,“ — so erzählt Berthold Auerbach, der diese hübsche und für den jüdischen Weisen charakteristische Episode wiedergibt, — „als ihm das Mädchen um den Hals fiel, — und sie ward seine Frau, und sie wurden glücklich mit einander und hatten schöne und brave Kinder, von denen Nachkommen noch leben bis auf den heutigen Tag.“

Mit seinem ältesten, ausgezeichnet befähigten Sohne Joseph — sein zweiter Sohn Abraham sollte der Vater des Komponisten Felix Mendelssohn-Bartholdy werden — und einigen anderen strebsamen jungen Leuten pflegte er in den Morgenstunden zuweilen Auseinandersetzungen über die wichtigsten philosophischen und religiösen Wahrheiten zu halten, und er kam in deren Verlauf auf den Gedanken, die Resultate seines gesammelten Denkens in einem ausführlicheren Werke unter dem Titel „Morgenstunden“ der weiteren Öffentlichkeit darzulegen. Der erste Band davon erschien 1785 und wurde von allen freigeistigen Lesern auf das freudigste willkommen geheißen. An der Fortsetzung der Arbeit hinderte ihn sein bald darauf eingetretener Tod.

Mendelssohn's letzte That war ein Werk der Freundschaft. Der Gefühlphilosoph Fr. Heinrich Jacobi hatte nämlich 1785 unter dem Titel: „Ueber die Lehre des Spinoza“ eine an den jüdischen Weisen gerichtete Schrift veröffentlicht, in welcher Lessing in verletzender Weise angeklagt war, ein Anhänger der Lehre des Spinoza gewesen zu sein. Mendelssohn, durch die Angriffe auf den todtten Freund auf das ärgste erbittert, glaubte diese Schrift um so mehr widerlegen zu sollen, als die darin ausgesprochenen Prinzipien auch seinen eigenen tiefsten Ueberzeugungen durchaus entgegenliefen, und machte sich, obgleich schon sehr leidend, an die Niederschrift der Arbeit: „Moses Mendelssohn an die Freunde Lessing's.“ Er hatte ihr den letzten Rest seiner Kräfte geopfert, der ohnehin schwächliche, gebrechliche Mann, dessen Weisheit, Selbstbeherrschung, Mäßigkeit und Seelenruhe es allein zuzuschreiben ist, daß er bei seiner Konstitution die Flamme des Lebens 57 Jahre lang zu erhalten wußte. Nur wenige Tage, nachdem er seine Schrift zum Druck abgeliefert, stand sein großes, schönes Herz still. Während er verschied, stand die Büste seines unvergesslichen, unsterblichen Freundes Lessing auf dem Tische ihm gegenüber vor seinen brechenden Augen; er hatte sie von der Wand über dem Sopha herabnehmen und dahin stellen lassen, um dem Edlen bis zum letzten Augenblick in die vergeistigten Züge seines Angesichts schauen zu können. Ein Schlagfluß endete sein irdisches Sein. Es war am 4. Januar 1786 früh 7 Uhr. „Wie ein müder Wanderer nach wohl zurückgelegten Tagesreisen“ war er entschlummert. . . .

Betrachtet man das edle Charakterbild Moses Mendelssohn's, die Güte und den Reichtum seines Gemüths und Geistes, den er in seinen Schriften niedergelegt, so muß man sich, wie immer, wenn man das Wollen und Wirken ausgezeichneter Männer zu erfassen sucht, stets aufs neue fragen, warum die Menschen im allgemeinen nicht schon viel besser geworden, warum Edelsinn und Hochherzigkeit in der Regel noch immer ihr Martyrium erdulden und die Schlechtigkeit und Niedertracht sich so breit machen in der Welt. Nichtsdestoweniger aber darf der Menschenfreund jeden, der etwa an der scheinbaren Erfolglosigkeit seiner Kulturarbeit verzweifeln wollte, mit der Bürgschaft beruhigen, die eben in den Werken der Besten und Weisesten, die über die Erde gegangen, für das endliche Gelingen derselben gegeben ist, und in diesem Sinne mag diese Skizze, gewiß im Geiste Moses Mendelssohn's*), dem sie gewidmet, mit den verheißungsvollen, siegesgewissen Worten Lessing's beschlossen sein: „Mein, sie wird kommen, sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand von einer immer besseren Zukunft sich fühlet, von dieser Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu seinen Handlungen zu erborgen nicht nöthig haben wird, da er das Gute thun wird, weil es das Gute ist, nicht, weil willkürliche Belohnungen darauf gesetzt sind, die seinen flatterhaften Blick ehemals bloß heften und stärken sollten, die innere Belohnung derselben zu erkennen. . . . Sie wird kommen, die Zeit eines neuen, ewigen Evangeliums.“ —

*) Als ein Werk, welches in bequemer Weise einen tieferen Einblick in das Leben und Wirken Mendelssohn's vermittelt, kann den Lesern das „Lessing-Mendelssohn-Wedenbuch“ (Leipzig, 1879) empfohlen werden. Der Verf.

Am Henkersteg zu Nürnberg. (Bild Seite 608.) Keine deutsche Stadt gewährt in ihren äußeren Formen ein so anschauliches und scharf ausgeprägtes Bild von der Bedeutung der Reichsstädte im Mittelalter, von ihrem Wohlstand, ihrem Kunst- und Schönheits-sinn, als Nürnberg. Ihre bemooften Thürme, die zackigen Dächer mit zahllosen Erkeren und Terrassen, mit Wetterfahnen und rostigen Morgensternen, die sturm-tropfigen Warten und krenelirten Mauern: sie alle erzählen wie eine verkörperte alte Sage von der eisenstarrten Streitmacht eifersüchtiger Fürsten, die an dem vom Volke errichteten Bollwerk zerschellte. Nürn-

berg ist nicht wie Augsburg, Regensburg, Passau, Mainz, Köln und Wien aus einem römischen Lager entstanden, nein, sie verdankt ihr Reimen und Emporblihen kerndeutscher Volkskraft. Um das Jahr 745 hat der Glaubensverbreiter Sebalbus die an den Ausläufern des Fichtelgebirges und der Fränkischen Höhen wohnenden jubarischen Noriker zum Christenthum bekehrt. Deshalb der Name der ersten Kirche Noris, Norimberg, Nürenberg, Nürnberg. Man mag über die Verdienste des Sebalbus denken wie man will, das eine ist ihm nicht abzuspochen, daß er die herumziehenden Jäger und Fischer zum Aderbau anhielt. Die Sebsthaftigkeit förderte das Handwerk und bezweckte im Jahre 1039 die Marktfreiheit des rasch emporblühenden Fleckens, der, seltamerweise für die Anschauung des Mittelalters, niemals ein Bischofthum gewesen ist. Deshalb war es auch der Lieblingsaufenthalt der meisten deutschen Kaiser, die stets mit der Kirche in Streit lagen. Erst im 12. Jahrhundert tritt der Hauptfaktor der nürnberg'schen Herrlichkeit, der Handel, auf. Um das Jahr 1147 begann er seine Fittige zu schwingen; die bisher öde Umgegend wurde belebter; Dörfer entstanden auf dem ausgerodeten Waldboden und die zunehmende Bevölkerung bot immer reichere Absatzquellen dar. Nürnberg wurde mit einem male eines der wichtigsten Glieder in der Handelskette zwischen dem Abend- und dem Morgenlande, der bedeutendste Stapelplatz der indischen Handelsartikel im Herzen von Deutschland. Daß der aufgeschichtete Reichtum einzelner Familien die Freiheit des Gemeinewesens schmälert, davon liefert Nürnberg den unumstößlichen Beweis. Seit dem Jahr 1264 haben sich die ältesten Geschlechter der Stadt in den erblichen Besitz aller einflußreichen Stellen gesetzt. Aus ihnen wurden Bürgermeister und Gemeinderäthe ernannt und diese städtischen Behörden, mit fürstlichem Rang bekleidet, ließen ihre Gewalt das Volk härter fühlen, als es dieses ertragen mochte. Zwiespalt im Gemeinwesen war die Folge dieses sich auch in anderen Städten Deutschlands zeigenden Uebelstandes, und bald gab sich die mühsam verheimlichte Feindschaft durch Reibungen zwischen Patriziern und Plebejern (Erbgeessenen und Stadtangehörigen) kund. Das heilige römische Reich bekam damals, nach dem Tode Ludwig des Bayern, statt einem zwei Kaiser, Günther von Schwarzburg und Karl IV. Die Patrizier waren für den letzteren und die Plebejer für den ersteren. Damit trat eine bisher unbekannte Macht auf die politische Bühne, es waren die Zünfte, welche nach einem heftigen Straßenkampf den Senat samt seinem patrizischen Anhang zur Stadt hinauswarfen. Dieser Sieg verhalf den Plebejern zum Eintritt in den Senat und beschränkte für immerdar die Gewalt der Patrizier. Damit sie aber nicht, wie einst die Patrizier, übermüthig würden, mahnte sie ein unerwartetes Ereigniß an die Vergänglichkeit des Irdischen. Mit den feinen Spegereien und den kostbaren Erzeugnissen seiner Industrie sendete der Orient seine tödtlichen Krankheitskeime. Die orientalische Pest, in Deutschland der schwarze Tod genannt, brach in Nürnberg aus und richtete unter der entsetzten Bevölkerung gräßliche Verheerungen an. Das furchtbare Wesen dieser Seuche und die Erfolglosigkeit aller gegen sie angewendeten Mittel brachten bei der entsetzten Menschheit Verzweiflung hervor und ein in diese zitternden Massen geschleubertes Frevelwort: „die Brunnen sind vergiftet von den Juden!“ rief den abscheulichsten Haß gegen die Semiten auf. Dreitausend Behrlose wurden abgeschlachtet. Man mordete, um plündern zu können. Vor diesen schaudererregenden Szenen, die nur die reichen Juden betrafen, muß der Genius der Menschheit sein Antlitz verhüllen. Die Raubgier und der Uebermuth des Adels weckten den Stolz der ihre Kraft fühlenden Städte, welche in Norddeutschland (1364) im Hansabund, in Süddeutschland (1384) im schwäbischen Städtebund sich zu Schutz und Trutz verbanden. Die geistige Fühlung der schwäbischen Bundesstädte, wozu auch Nürnberg gehörte, ist unleugbar fruchtbringend gewesen, der materielle Nutzen dagegen blieb gleich Null. Trotzdem die Stadt durch die Plackereien der Hussiten und der Markgrafen von Brandenburg, die zugleich Burggrafen von Nürnberg waren, unfähig zu leiden hatte, stieg sie unentwegt zum Gipfelpunkt ihrer Blüthe empor. Während außen wilde, zerstörende Kämpfe mit allen möglichen Schnapphähnen tobten, schafften in der Stadt der Handel und die Industrie eine Blüthe des Reichtums, der Gewerthätigkeit und der Künste, deren wundervolle Reste heute noch Bewunderung erregen. „Nürnberg's Hand geht durch alle Land“, war ein berechtigtes Sprüchwort im Mittelalter, denn eine Menge in Nürnberg gemachter nützlicher und einträglicher Erfindungen bereicherten den Handel und das Gewerbe mit neuen und gangbaren Artikeln. Daß Peter Hele (1500) die Taschenuhren, Rudolph (1440) das Drahtziehen, Lobsinger die Windbüchsen und ein Ungenannter (der Sage nach Doktor Faust) das Räderloch an den Flinten erfand, ist bekannt gleich der Thatfache, daß tausend andere Manufakturartikel in Nürnberg erfunden und zuerst verfertigt wurden, und daß von diesen manche noch heute im Gebrauch sind, wie z. B. die 1380 in Nürnberg erfundenen Spielfarten.

(Schluß folgt.)

Johann Joachim Winkelmann*). (Illustr. Seite 609.) Man ist fast daran gewöhnt, es als das Loos großer Geister — ganz wenige Ausnahmen abgerechnet — anzusehen, erst ein Leben voll Glend und Sorge durchzukämpfen zu müssen, bevor ihr wahrer Werth für Mit- und Nachwelt erkannt wird. Die kleinen beschränkten Seelen waren

*) Da sich Winkelmann selbst bald mit f, bald mit k schrieb, so behielten wir die erstere Schreibweise bei.

bisher stets in der Majorität und was das Schlimmste ist — theilten sich in die Herrschaft. Berge von Vorurtheilen, aus der herrschenden Beschränkung erwachsen, sind es, die das Genie erst zu befeindigen hat, bevor es seine menschenbefreiende Bahn ungestörter wandeln kann. Elend, Noth, und zwar die gemeinste materielle, ist es, die den dem Strom entgegen Ringenden oft zu Grunde richtet oder doch zum mindesten seine besten Kräfte frühzeitig verzehrt. Schlimmer noch, wenn das bleiche Gespenst bereits an seiner Wiege gestanden, um ihm während der schönsten Jahre seines Lebens Gesellschaft zu leisten, wie bei Winkelmann, der wie keiner den Kampf ums Dasein gekämpft, der aber auch mit bewundernswerther Energie an die vierzig Jahre lang alle Hemmnisse auf der rauhen Lebensbahn überstiegen, um schließlich von der gesammten gebildeten Welt gefeiert zu werden. Der Begründer der modernen Archäologie, der Bahnbrecher des schönen Geschmacks, wurde am 9. Dvbr. 1717 zu Stendal in der Altmark geboren. Sein Vater, Schlesiener von Geburt, war ein Schulmeister und wollte auch den Sohn zu seinem Beruf heranbilden. Erklärte sich dies aus dem Umstande, daß Eltern mit Vorliebe ihre Kinder ihr eignes Metier erlernen lassen, so außerdem aus der Armut der Eltern unseres Helden. Sie bewohnten eine kleine, strohbedeckte Hütte, deren einziger Raum Schuhmacherwerkstatt, Schlafkammer, Wohn- und Wohnzimmer war, in welcher das Himmelslicht sich durch ein paar trübe, runde, in Blei gefaßte Scheiben seine Bahn brach. Großer Komfort mag wohl damals in Stendal überhaupt nicht geherrscht haben — die Stadt hatte durch den 30jährigen Krieg gelitten — denn wie man erzählt, wohnten die Lehrer der Lateinschule in Häusern, die einzustürzen drohten. Welch greller Kontrast zwischen der ersten Umgebung und dem letzten Theil des Lebens des Mannes, welcher in den großen Sammlungen der ewigen Roma, inmitten der aufgehäuften Meisterwerke des klassischen Hellenenthums wandelnd, uns in nicht minder klassischer Weise die Geheimnisse griechischer Kunst, wie der Kunst überhaupt in seinen Werken zu enthüllen sucht! — Aber er hat nicht nur nicht Lust, seinem Vater im Handwerk zu folgen, sondern findet schon frühzeitig den Unterricht in der gewöhnlichen Schule ungenügend und bringt es durch längeres Bitten dahin, daß ihn seine Eltern, in der Voraussicht, ihr Söhnlein werde sich später der Theologie widmen, auf die Lateinschule schicken. Hier hat großen Einfluß auf seine Weiterbildung der damals diese Schule leitende Tappert; dieser nimmt ihn auch, nachdem er erblindet zum Amanuensis, wofür er freie Wohnung erhielt. Wegen der Armut seiner Eltern muß sich W. frühzeitig nach Freizeiten umsehen und jüngeren Kindern Unterricht geben. Außerdem läßt er sich bei den Korrespondenzschulen aufnehmen, um sich zur Bestreitung der Schulkosten, Kleider, Brot und Bücher das nöthige Geld zu verdienen. Er unterstützt selbst seine Eltern, und voraus bemerkt, als sie später in großer Armut starben — er stand erst an der Schwelle seines Ruhms, als sein Vater starb, seine Mutter war schon früher dahingegangen — ließ er sie auf seine Kosten beerdigen. Sein Verneiner ging schon während jener Zeit des Studiums so weit, daß er bei den Spielen und Eispromenaden seiner Schulkameraden, von welchen er sich nicht ausschließen konnte, ein Buch in die Tasche steckte, um sich heimlich an ein stilles Plätzchen zu setzen und zu lesen. Die größte Vorliebe hatte er für die alten Klassiker, namentlich soll es Cicero gewesen sein, der ihn besonders anzog. Unterstützt wurde er in seinem Eifer dadurch, daß er die kleine Schulbibliothek zu verwalten hatte. Die Theologie scheint ihn schon damals nicht angeprochen zu haben, denn ein Zeitgenosse von ihm, der Rektor Paalzow, schreibt, nachdem er ihn sonst gelobt: „In keiner Stunde aber war er ein unaufmerksamer Zuhörer, als in den theologischen Stunden. Denn es war nichts Seltsames, daß Herr W. sich gemeinlich mit einem alten Schriftsteller heimlich beschäftigte und aus demselben Redensarten auszog, woran er mehr Geschmack fand, als an allen Definitionen. Sein alter Lehrer merkte das an ihm und bestrafte ihn darüber mit allem Ernst; aber er konnte sich hierin nicht ändern.“ Diese Abneigung gegen den Religionsunterricht mag seinen Grund mit in der damaligen Lehrmethode haben, sicher ist, daß es die Winkelmann eigne Natur, der „Heide“, ist, welche von vornherein keinen Geschmack an Dogmen- und Katechismustram finden konnte. Wir werden ihn nach dieser Richtung antreffen. Mehr Geschmack fand er an den alten Urnen, welche er aus den Sandbergen vor den Thoren Stendals hervorsuchte, denn „er verwahrte sie wie ein Heiligthum aufs sorgfältigste.“ — Anfangs Winter 1735 kommt er mit Empfehlungen seines blinden Lehrers an Vate, Rektor des kölnischen Gymnasiums, zu Berlin an, um diese Lehranstalt zu besuchen. Gegen freie Kost und Wohnung erhielt er die Aufsicht über dessen Kinder. Ein gastfreies Haus fand er außerdem noch bei seinem Landsmann, dem Pastor Kühz. Hatte er sich bis dahin in erster Linie mit den lateinischen Klassikern beschäftigt, so hier mit dem Griechischen, worin er bedeutend gefördert wurde durch Chr. Tobias Damm, der ein großer

Berehrer und Förderer der griechischen Sprache und Literatur war. Damm stand außerdem im Ruf der Freigeisterei und mag auch als solcher auf W. von Einfluß gewesen sein. Er hört Vorlesungen an der „Akademie der Künste und Wissenschaften“ und bemüht, da die Bibliothek des Gymnasiums nichts taugt, die königliche. Daß im übrigen die erste Großstadt, welche W. sah, nicht ohne Eindruck auf ihn war, ist selbstverständlich. 1736 kommt er nach Stendal zurück und geht noch in demselben Jahre nach Salzwebel, von wo aus er dann wahrscheinlich die Universität Halle bezog. Von Salzwebel*) machte er auch 1738 die Reise nach Hamburg, um sich aus der damals zur Versteigerung kommenden großen Bibliothek des Dr. Fabricius einige der schönsten Ausgaben griechischer Schriftsteller zu erwerben. Da es ihm an Reisegeld und an Mittel zum Kaufen fehlte, so nahm er zu der üblichen Sitte Zuflucht, unterwegs als fahrender Schüler bei Adligen und Predigern anzuklopfen und um einen Zehrpennig zu bitten und zwar unter dem Vorbehalt, daß er wegen seiner Größe nicht unter dem Militär gebraucht werden könne und als Offiziersbedienter nicht angefaßt werden möchte, weshalb er sich genöthigt sehe, dem aus dem Wege zu gehen**). Am 4. April 1738 schrieb er sich in Halle ins Immatrikulationsbuch ein, nachdem er Ende März in dieser Stadt angekommen. Daß er auch hier wieder Noth hatte, um den so nothwendigen Lebensunterhalt, liegt nahe. Wie der oben genannte Paalzow erzählt, hatte er sich ein kleines Stipendium verschafft, dann gaben die theologischen Fakultäten auch den ärmeren Studenten die Kollegien frei. Winkelmann hielt „von einem weidlichen, wollüstigen und gemüthlichen Leben nichts, sondern er war gewohnt, sich alle Tage mit kalter Küche zu behelfen und auch mit der schlechtesten Kost vorlieb zu nehmen“. Seine überall bekannte Ehrlichkeit und unverstellte Redlichkeit, wie auch seine gute Schreibart verschaffte ihm Gönner und Freunde. Er griff zu dem gebräuchlichen Mittel des Famulirens bei reichen Studenten. „Er ging mit seinen Landsleuten auf die Dörfer“ (die Stätten studentischer Ausschweifungen); „allwo er, ohne an ihren unerlaubten Zerstreungen theilzunehmen, sich in einen Winkel setzte und den Aristophanes las.“ — Als Student der Theologie mag er sich wohl hauptsächlich nur deshalb gerirt haben, weil er dadurch manche Erleichterungen in finanzieller Beziehung erwarten konnte. Vorlesungen soll er wenig besucht haben, er hielt fast kein Kolleg ganz aus, ihm blieb, nach seinem eigenen Geständniß, „die akademische Speise zwischen den Zähnen hängen“. Besuchte er die Vorträge, so that er es, um seine Kenntnisse der Literatur und Sprachen zu fördern. Desto häufiger war er auf den Bibliotheken und um so fleißiger daheim mit dem Studium der zusammengeborgten Bücher beschäftigt. Von den Alterthumswissenschaften in Halle war W. keineswegs befriedigt, am meisten besuchte er aber die Vorlesungen A. G. Baumgartens, der zuerst die Aesthetik in einem Werke systematisch behandelte. Endlich bezeichnete er sich noch selbst als den fleißigsten Zuhörer Gottfr. Sells, welcher in Halle als Professor der Rechte fungirte, aber außer seiner Fachwissenschaft noch über Kosmographie, Naturhistorie und Experimentalphysik vortrug. Warum er diesen mit Vorliebe besuchte, zeigt aber deutlich eine Aeußerung: „Ich kenne die große Geschicklichkeit dieses Mannes und in seine Bücher *De teredine marina*, welches im schönsten Latein geschrieben ist und eine Kenntniß der Alten zeigt, die so wohl angebracht, als unvermuthet in dergleichen ist.“ Von großer Bedeutung ist jedenfalls auf ihn gewesen der Kanzler von Ludewig, dem er durch dessen große Bibliothek bekannt und außerdem noch empfohlen wurde, um genannte Bibliothek zu ordnen. Hier studirte W. das Privat- und Staatsrecht und außerdem wurde er aber auf das Studium der Geschichte hingewiesen, was für seine spätere Thätigkeit von großer Bedeutung war. Besondern Respekt scheinen ihm die Gelehrten der Universität nicht eingefloßt zu haben, denn er äußert sich in Briefen späterer Zeit keineswegs schmeichelhaft. So hält er die Gelehrten auch nicht für fähig, an seinen Büchern Geschmack zu finden, denn „es ist eine Arbeit nicht für Gelehrte, sondern für Leute, welche Empfindungen haben und denken“; für Personen, „die gewisse, nicht Universitätskenntnisse haben“. Die Vernunft hat nach ihm einen viel edleren Zweck, als sie bis ins Alter „fast bloß mit Dingen zu beschäftigen, die nur das Gedächtniß in Bewegung setzen“. Er verspottet die gelehrten Streitigkeiten der „eiselhaften deutschen Professoren, die sich dem Teufel und seiner Großmutter ergeben über ein Wort mit oder ohne H“***). Damals mögen derartige Aeußerungen noch mehr Verechtigung gehabt haben, obgleich sie auch heute noch vielfach am Platz sind, aber erklärlich werden sie uns erst aus dem ganz andern „genaturten“ W., dessen rein menschliches Wesen ihn eben später auf die jonnigen Höhen der Kunst führte.

(Schluß folgt.)

*) Also nicht von Berlin aus, wie vielfach angenommen wird. Siehe Karl Justi: Winkelmann. Sein Leben, seine Werke und seine Zeitgenossen. I, 43.
) K. Justi a. a. D. — *) K. Justi a. a. D.

Inhalt. Idealisten, von Rudolf Lavant (Fortsetzung). — Irrfahrten, von L. Rosenberg (Fortsetzung). — Tanz und Religion. Kulturgeschichtliche Skizze von Friedr. Volkmar. — Dem Schicksal abgerungen, Novelle von Rudolph von B. . . . (Fortsetzung). — Von der Gewerbeausstellung in Düsseldorf, von Ingenieur W. S. Fabian. — Moses Mendelssohn (Schluß). — Am Festerfest zu Nürnberg (mit Illustration). — Johann Joachim Winkelmann (mit Illustration).